Neue auserlesene Bibliothek der vorzüglichsten pädagogischen Schriftsteller Deutschlands.

Erster Theil. (2)

J. Glatz rothes Buch.
Zweytes Bändchen.

Reutlingen
in J. J. Mäckens des Jüngern Buchhandlung.
1801.

Das
rothe Buch
oder
Unterhaltungen
für
Knaben und Mädchen.

Ein Lesebuch,
mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet,

von

Jakob Glatz,
Lehrer am Erziehungsinstitute in Schnepfenthal.

Zweites Bändchen,
für Kinder von 9 bis 10 Jahren.

Reutlingen
in J. J. Mäckens Buchhandlung.
1801.

Der Buchbinder beliebe den Titel ans zweite Bän

Ein Fehler bleibt ein Fehler, und sollten ihn auch hundert tausend Menschen begehen.

Stellst du einmahl was Schlechtes an:
So sag' nicht: „der hat's auch gethan!"
Und wenn's die ganze Welt auch thut,
Sey du der Einz'ge, der's nicht thut.

Anton hatte die lächerliche und üble Gewohnheit, wann er einen Fehler begieng, sich damit zu entschuldigen, daß er sagte: ja! der und der hat's auch gethan! und wenn sein Vater oder Lehrer zu ihm sprachen: Kind! thue ja dieß und dieß nicht, du könntest dir dadurch leicht Schaden zuziehen, so antwortete Anton gewöhnlich: ach! Wilhelm oder Ernst, oder Franz oder Peter (so hießen seine Kameraden) haben ja das nemliche gethan, und es hat ihnen nicht geschadet. Wie unverständig dieß gesprochen sey, sah Anton nicht ein.

Einmal fiel es dem kleinen Anton ein, in einer Lehrstunde unartig zu seyn. Wilhelm, der mit ihm Lehrstunde hatte, stand vom Stuhle auf, auf dem er saß, gieng zum Fenster und sah durchs Fenster. Er erblickte eine Heerde Schaafe und Ziegen und rief

voll Freuden: ach! seht nur die niedlichen Thiere! Hahaha! was sie für Sprünge machen! ey! das allerliebste schwarze Lämmchen, wie sichs zur Mutter hält! må! må! må!

Anton, der gern Thiere sah, verließ sogleich seinen Sitz, und sprang auch zum Fenster hin, freute sich über die muntern Lämmer und Zickelchen und blöckte: må! må! må!

Wilhelm! sagte der Lehrer, es ist jetzt keine Zeit, den Schafen und Ziegen nachzusehen und zu blöcken.

Wilhelm verstand den Lehrer, und da er ein folgsamer Knabe war, so verließ er sogleich das Fenster und setzte sich auf seinen Platz.

Allein Anton blieb am Fenster stehen und mäckerte wie eine Ziege.

Anton! sagte der Lehrer, geh' auf deinen Platz. Aber Anton that so, als hätte ers nicht gehört und mäckerte in einem fort: må! må! må! håhåhåhå!

Anton! rief der Lehrer etwas unwillig, du gehst gleich vom Fenster fort und hörst auf zu mäckern.

Anton verließ zwar das Fenster, that aber so, als wär' er ein Invalid, der nicht recht gehen kann; und als er endlich auf seinem Stuhle saß, giengs wieder: må! må! håhåhåhå!

Weil du heute schlechterdings eine Ziege seyn willst, sagte der Lehrer, so will ich dir auch ein Ställchen anweisen, denn ich habe keine Lust, mir von einer Geis die Ohren voll mäckern zu lassen.

Anton sah den Lehrer betroffen an, und seine Augen wurden Springbrunnen. Nein! nein! rief er in einem kläglichen Tone, ich will nicht mehr mäckern!

Aber das half nichts; Anton mußte ins Ställchen spazieren. Ach! sagte er weinend, Wilhelm hat's auch gethan; er war auch beym Fenster und mäckerte auch. Aber er bekam nichts zur Antwort; die Thüre wurde zugemacht und Anton mußte beynahe eine Stunde im Ställchen logiren.

Ein andermal gieng Anton mit seinem Lehrer spazieren. Man kam auf Aecker, wo das Getreide schon lange abgemäht war, und wo nur noch knitternde Stoppeln standen; solche Aecker nennt man Stoppelfelder.

Auf einem der Aecker saß eine Rotte zahmer Tauben, die tappelten herum und suchten was zu fressen. Kaum hatte sie Anton erblickt, so zog er schnell sein rundes Hütchen vom Kopfe und füllte es mit Steinen. Dann lief er davon wie ein Hase, den ein Jagdhund verfolgt. Als er den Tauben etwas nahe kam, langte er einen Stein aus dem Hute und warf nach ihnen. Die Tauben flogen auf, drehten sich über seinem Kopfe herum und setzten sich hierauf wieder. Anton bombardirte von neuem auf sie; da wurden sie scheu und flogen nach Hause.

Als Anton zu seinem Lehrer zurückgekehrt war, machte ihm dieser Vorstellungen wegen seines Betragens gegen die Tauben. Das ist nicht fein, sagte er, daß du eine Freude daran hast, unschuldige Thie-

re zu verfolgen, ihnen Angst einzujagen, und sie zu hindern, sich ihr Futter zu suchen.

Anton sah es ein, daß er gefehlt habe; aber er kam gleich wieder mit seiner alten Entschuldigung hervorgerückt und sagte: Ernst! hat ja vorgestern das auch gethan! er hat auch nach Tauben geworfen und sie verfolgt.

Wenn du nur nicht so unverständig sprächst, sagte der Lehrer; siehst du es denn nicht ein, daß es nicht fein, nicht lobenswürdig ist, daß man Thiere, die uns keinen Schaden thun, vergeblich ängstigt? siehst du es nicht ein, daß dieß ein Fehler ist?

Das wohl, erwiederte Anton etwas beschämt, aber —

Kein Aber, versetzte der Lehrer; es ist albern, seinen Fehler dadurch zu entschuldigen, daß man sagt: der und der hat ihn auch begangen. Als wenn dieses den Fehler in eine gute Handlung verwandeln oder ungeschehen machen könnte! Ein Fehler bleibt ein Fehler, und sollten ihn auch hundert tausend Menschen begehen. Und wenn ihn die ganze Welt begeht, so sey du der Einzige, der ihn nicht begeht. Wenn der rechtschaffene, wackre Mensch etwas thun will, so fragt er sich vorerst, ist das auch recht und gut, was du thun willst? und findet er, daß es nicht recht und gut ist, so thut er es auch nicht und sollte es die ganze Welt thun. So handle du auch, Anton! bey allem, was du thust, mußt du den Verstand und das Herz zu Rathe ziehen und auf das merken und darnach thun, was der

Verstand und das Herz dir anräth. Dann wirds gut um dich stehen, und du wirst ein wackrer Mensch seyn.

Anton hörte dieß an und nahm sichs vor, nach dieser guten Lehre zu handeln. Wenn er es auch nur gethan hätte! Allein er blieb seinem Vorsatze nicht getreu und vergaß ihn bald.

Es waren erst drey oder vier Tage verflossen, da machte Antons Lehrer mit ihm wieder einen Spaziergang. Man gieng in ein kleines Städtchen, wo eben Jahrmarkt war. Anton kaufte sich ein Paar Pfefferkuchen, eine kleine Säge, ein Taschenmesser und ein Stück Aepfelkuchen.

Als dieß geschehen war, wollte man nach Hause kehren. Da bemerkte Anton einen Grauschimmel. Holla! dacht er bey sich, das ist eben recht; diese Gelegenheit muß ich benutzen.

Weil gerade der Lehrer an einer Bude stand und ein Strickkörbchen bezahlte, welches er für seine fleissige und gute Schülerin, Lisette, gekauft hatte, so war es dem frohen Anton sehr leicht, sich von dem Lehrer fortzuschleichen. Er marschirte mit schnellen Schritten zum Grauschimmel, streichelte ihn und riß ihm einige Haare aus dem Schwanze aus. Allein der Lehrer bemerkte das und stellte Antonen zur Rede. Ich kann es nicht billigen, sagte er, daß du dich von mir entfernst und einem fremden Pferde Haare ausrupfest.

O lieber Herr H a u p t (so hieß der Lehrer), sagte Anton, werden sie nicht böse. Ich habe die Haare

nöthig, um mir einige Schlingen zu machen, in welchen ich ein Paar Spatzen und Goldammer für den Winter fangen will.

Das entschuldigt deinen begangenen Fehler gar nicht, versetzte der Lehrer. Denn erstens ist es etwas Unerlaubtes, einem fremden Pferde Haare auszurupfen, und dann zweytens, wie leicht hätte es ausschlagen, dich treffen, tödten, wenigstens verwunden können!

O was das letztere anbelangt, versetzte Anton! so ist nichts zu befürchten. Peter hat neulich auch zweyn Apfelschimmeln Haare ausgezogen und es ist ihm doch nichts geschehen.

Was das für Schlüsse sind! sagte Herr Haupt. Weil ein Paar Schimmel, denen Peter Haare stahl, ihm nichts thaten, so schließest du, daß alle Pferde sich so geduldig ihrer Haare berauben lassen werden, als diese Apfelschimmel. Das kommt mir so vor, als wenn ein Soldat, der in einer Schlacht glücklich durchgekommen ist, glauben wollte, er werde in allen Schlachten so glücklich durchkommen; oder — —

In diesem Augenblicke hörte man in der Nähe ein ängstliches Geschrey: Ach! — ach! — ach! — das war alles, was derjenige vorbringen konnte, der so ängstlich schrie.

Herr Haupt und Anton sahen sich nach der Gegend um, woher das Geschrey kam, und erblickten einen großen Zusammenlauf von groß und klein. Sie liefen auch herzu und fanden einen Knaben von

Antons Alter halb ohnmächtig in den Armen einiger herbey geeilten Personen.

Herr Haupt erkündigte sich, was dem armen Knaben begegnet sey, und ein alter Mann mit grauen Haaren gab ihm in einer treuherzigen Sprache folgenden Bescheid: Lieber Herre! sagte er, der Bub war so unverständig und geht zu dem Fuchse, den Sie dort sehen. Das war schon schlimm genug; denn solche kleine Buben sollten das nicht thun; sie können leicht vom Roß' getroffen werden. Aber dieser Bub that noch mehr. Er ergriff das Pferd beym Hals und zupfte es an der Mähne; vielleicht wollte er einige Haare ausreissen. Da dreht sich aber der Fuchs um, schnappt nach dem Knaben und beißt ihn in den Arm. Da hat ers nun? wer kann ihm helfen? —

Mit Bestürzung hatte Anton der Erzählung des alten Mannes zugehört. Herr Haupt warf einen bedeutenden Blick auf ihn, und Anton verstand diesen Blick so gut, als die Erzählung des Alten.

Unterdessen hatte man den Knaben, der vom Fuchse gebissen worden war, in das nächste Haus geführt, und im Vorhause ihm die Jacke ausgezogen. Die Wunde war ziemlich groß und der Knabe litt starke Schmerzen; er weinte bitterlich.

Ein Wundarzt, der herbeygerufen wurde, untersuchte die Wunde, schüttelte bedenklich den Kopf und legte dann auf die Wunde ein Pflaster. Der unglückliche Knabe ward hierauf nach Hause zu seinen Eltern getragen.

Herr Haupt war mit dem Wundarzte etwas bekannt. Er zog ihn auf die Seite und that die Frage an ihn: Ob die Wunde wohl gefährlich sey?

Allerdings ist sie gefährlich, antwortete der Wundarzt. Wenn sie nicht mit aller Sorgfalt gepflegt wird, so kann sehr leicht der kalte Brand dazu kommen. Aber so gehts, wenn Kinder unverständig und verwegen sind!

Wenn nun aber der kalte Brand dazu kommt, fragte Anton, was hat das zu bedeuten, ist das sehr gefährlich?

Ja wohl gefährlich, lieber Kleiner! antwortete der Wundarzt. Dann muß man entweder sterben oder sich die Hand abschneiden lassen.

Den kleinen Anton überfiel ein Schauer. Der Wundarzt empfahl sich, und Anton und sein Lehrer giengen auch ihres Weges, immer ihrem Wohnorte zu.

Auf dem Wege bedauerte Anton den unglücklichen Knaben sehr. Siehst du, sagte Herr Haupt, wie bald und leicht man sich ein Unglück auf den Hals ziehen kann. Wer weiß, ob nicht der unglückliche Knabe, sich, so wie du, auf das Beyspiel Anderer stützte, die auch zu den Pferden giengen, ihnen Haare ausrupften und ohne Schaden davon kamen. Aber was würde es ihm nun helfen, wenn er sich auf solche Beyspiele beriefe und sagte: Der und der hat ja auch Pferden Haare ausgerissen, und das hat ihm nicht geschadet.

Hatte gleich dieser Vorfall großen Eindruck auf Antons Herz gemacht: so war er doch noch nicht im Stande, ihn von der übeln Gewohnheit, seine Fehler durch das Beyspiel Anderer zu entschuldigen, frey zu machen. Um ihn verständiger zu machen, bedurfte es eines Vorfalles, der ihn selbst betraf, und sein Herz stark rührte. Und so ein Vorfall ereignete sich auch bald.

Anton läuft gewaltig an.

Antons bester Freund war Franz, des Nachbars Sohn. Er war um einige Zolle größer und um drey Jahre älter als Anton. Er hatte manches Gute an sich, nur war sein Kopf fast immer voll lustiger Streiche. Anton ahmte ihm in vielen Stücken nach, und wenn er deshalb zuweilen zur Rede gestellt wurde, berief er sich immer auf Franzen und sprach: Franz hat das auch gethan, und es ist ihm nichts geschehen.

Eines Tages kam Franz zu seinem kleinen Nachbar Anton, sagte ihm heimlich was ins Ohr und zog ihn an der Jacke. Anton gieng mit ihm aus der Stube, und nun erzählte Franz mit vieler Freude, daß er in der Scheune seines Vaters eine Falle aufgestellt habe, in der sich Iltisse und Marder fangen sollten.

Diese Nachricht machte Antonen große Freude. Wie viele Thiere hast du schon in die Klappse bekommen? fragte er.

Noch keines, sagte Franz; aber wart' nur, es kann nicht lange währen, so zappelt ein Hühner- und Taubendieb im Eisen.

Franz mußte sogleich seinen Freund Anton in die Scheune führen, wo die Falle aufgestellt war. Sie lag hinter dem Hause des Nachbars. Aber es sah darin so finster aus, daß man fast nichts sehen und nur mit Noth die Falle bemerken konnte.

Ja! sagte Franz! es ist Schade, daß wir kein Licht mitgenommen haben; da solltest du alles recht genau betrachten können.

Wer wird aber auch ein Licht in die Scheune nehmen, sagte Anton, wie leicht könnte nicht daraus ein Unglück entstehen.

O dafür ist mir nicht bange! versetzte Franz; man muß nur hübsch Acht geben, daß man mit dem Lichte dem Stroh nicht nahe kommt; dann ist nichts zu befürchten. Ich gehe schon seit acht Tagen, und jeden Tag gewöhnlich zweymal, mit angezündeter Kerze in die Scheune, und doch ist mir bis jetzt noch nichts paßirt.

Je nu! ich dachte nur, sagte Anton, daß dabey ein Unglück wohl leicht möglich sey; aber wenn man, wie du sagst, nur hübsch Acht gibt, und da dir bis jetzt noch nichts paßirt ist, so glaub' ich wohl, daß nichts zu befürchten ist.

Weißt du was, Anton? erwiederte Franz, wir gehen halb Part; das ist so zu verstehen, wir haben die Falle miteinander und alles, was sich darin fängt, gehört dir so gut wie mir. Aber du mußt nun dabey

auch ein kleines Geschäfft übernehmen. Ich kann nur selten des Abends in die Scheune gehen und nachsehen, wie's mit der Falle steht. Das könntest du wohl thun; des Morgens will ich immer nachsehen.

Anton nahm den Vorschlag herzlich gern an und versprach, alle Abende regelmäßig nach der Falle zu sehen.

Noch am nemlichen Tage schlich sich Anton in die Scheune, um dort sein Amt zu verrichten, daß ihm Franz übertragen hatte. Vorerst aber durchsuchte er die Küche und fand zu seiner großen Freude ein kleines Stümpfchen Licht. Er zündete es an und gieng nun zur Falle.

Die Falle war noch auf. Anton betrachtete sie von allen Seiten und verweilte ziemlich lange dabey. Das Stümpfchen Licht brannte immer kürzer, bis fast nichts mehr davon übrig war. Nun wollte Anton abgehen. Aber das Licht brannte ihn an die Finger und er ließ es fallen. Es fiel auf ein Häufchen Stroh. Das Stroh fieng an zu lodern und Antonen überfiel eine Angst, wie er sie bis dahin noch nicht empfunden hatte. Er wollte das Feuer löschen, konnte dieß aber nicht. Zum größten Glücke giengen einige Tagelöhner bey der Scheune vorbey. Er rief sie zu Hülfe und durch ihre Geschicklichkeit wurde die Flamme bald gedämpft.

Antonen pochte das Herz gewaltig im Busen; sein Gesicht war blaß und aus seinem Auge leuchtete große Verwirrung und Bestürzung hervor. In diesem Gemüthszustande kam er auf die Stube seines

Vaters. Dieser bemerkte die große Verlegenheit seines Sohnes und erkundigte sich um die Ursache derselben.

Anton, der sehr aufrichtig war, und seinem Vater und Lehrer nichts, was er that, verhehlte, erzählte dem Vater treulich den ganzen Vorfall und bat ihn mit Thränen um Vergebung.

Der Vater verzog das Gesicht, und wurde auf seinen Sohn sehr unwillig. Sage mir nur, sprach er, wo du wieder den Verstand gehabt hast, daß du so höchst thöricht seyn und mit brennendem Lichte an einen Ort gehen konntest, wo lauter brennbare Sachen aufbewahrt werden?

Lieber Vater! antwortete Anton, Nachbars Franz hats ja auch gethan und es ist ihm kein Unglück passirt; da dacht' ich —

Schweige! versetzte sehr heftig der Vater, schon wieder bringst du deine alte, abgeschmackte Entschuldigung vor, deren du dich schon längst hättest schämen sollen. Wenn nun das Feuer um sich gegriffen, wenn es unser Städtchen in einen Aschenhaufen verwandelt, und so viele hundert Menschen in Armuth, Noth und Elend gestürzt hätte, wer wäre dann Schuld daran gewesen? was hätte es dann geholfen, wenn du dich damit entschuldigt hättest, daß Franz auch mit brennendem Lichte in die Scheune gegangen sey? — Da will ich dir eine wahre Geschichte erzählen; die beherzige und sey in Zukunft verständiger.

In Brückleben lebte vor einigen Jahren ein Knabe, der hieß Niklas Steinmetz. Es war der einzige Sohn eines braven Schreiners. So manche gute Eigenschaften Niklas auch besaß, so war sein Vater doch nicht mit ihm zufrieden; denn Niklas begieng aus Leichtsinn viele Fehler, und ließ sich durch das Beyspiel Anderer zu mancherley Thorheiten hinreissen.

Gleich hinter Brückleben lag ein schöner Garten, den ein reicher Mann gekauft hatte. Dieser reiche Mann wollte im Sommer in dem gekauften Garten wohnen. Er ließ daher in demselben ein schönes Lusthaus bauen, und gleich daneben einen Brunnen graben. Der Brunnen war fertig und es fehlte daran nichts mehr, als eine Bedeckung darüber.

Niklas Steinmetz, der in den nächsten Ort spazierte, gieng bey dem Garten vorbey. Seine Neugierde bewog ihn, hineinzugehen. Er erblickte beym Eintritte einen Knaben, der sehr lustig war und einigemale über den offenen Brunnen sprang und dabey immer rief: Hucke! pucke! hopp! hopp! hopp!

Das kam dem Niklas drolligt vor und gefiel ihm. Wart' dacht er, mußt doch auch einen Huckepucke machen. Wupp! da sprang er über den Brunnen. Die Maurer, die an dem Lusthause arbeiteten: riefen ihm zu, er sollte, wenn ihm sein Leben lieb wäre, diese Sprünge unterlassen.

Aber Niklas lachte und gab zur Antwort: Hats doch jener Knabe dort auch gethan, wenn ihm nichts

geschah, so wird mir noch viel weniger geschehen; denn ich glaube, mich noch ein bischen besser aufs Springen zu verstehen, als er.

Als er dieß gesagt hatte, sprang er von neuem, doch, ach! sehr unglücklich. Er fiel in den Brunnen.

Die Maurer sprangen herbey, und zogen ihn heraus. Doch sein Kopf war ganz zerschlagen; er blutete sehr und athmete nur noch schwach.

Alle Mühe des Arztes war vergeblich; Niklas starb noch an demselben Tage und versetzte seine Eltern in Trauer. Man bedauerte den unglücklichen Knaben; aber jedermann mußte doch sein unverständiges Betragen, durch welches er sich selbst den Tod zuzog, mißbilligen. Was half ihm die Entschuldigung, daß ein anderer Knabe auch über den Brunnen gesprungen, und doch nicht hineingefallen sey? —

Das nimm' dir zur Lehr', Anton! fuhr der Vater fort. Es ist und bleibt thöricht, wenn man seine Fehler dadurch zu entschuldigen sucht, daß man sagt: andre haben das auch gethan. Der rechtschaffene Mensch richtet sich nur nach guten Beyspielen, und noch mehr nach der Stimme seines Verstandes und Herzens. Man ist noch sehr schwach und kindisch, wenn man sich durch Andere zu Thorheiten und Fehlern hinreissen läßt.

Anton wollte eben seinem Vater versprechen, seinen Ermahnungen zu folgen, als ein Gerichtsdiener in die Stube trat. Anton wurde, als er ihn erblickte, blaß und gelb im Gesichte, und wie erschrack er vollends, als der Gerichtsdiener folgende Worte

vorbrachte: „Ich habe Befehl, Sie, mein Herr! und Ihren kleinen Sohn zum Stadtrichter zu citiren. Sie sollen unverzüglich vor ihm erscheinen."

Anton fieng an zu weinen! sein bestürzter Vater kleidete sich um und sagte seitwärts: siehst du, unverständiges Kind! was du mir für Verdruß und Schande machst! Als er fertig war gieng er samt seinem Sohne mit dem Gerichtsdiener zum Stadtrichter.

Anton zitterte am ganzen Leibe, und als er vor dem Stadtrichter stand und über den Vorfall in der Scheune befragt wurde, konnte er kaum ein einziges Wort vorbringen. Der Richter wartete ein Weilchen und fieng die Untersuchung von neuem an. Ein Rathsherr saß an einem Tische und schrieb alles auf, was gesprochen wurde.

Wie ist dein Name, fragte der Richter?

Anton.

(stotternd und zitternd.)

Ich heiße Anton Weinstedt.

Richter.

Wie alt bist du?

Anton.

Das weiß ich nicht.

Er ist neun Jahre alt, sprach Antons Vater.

Richter.

Warst du heute mit einem brennenden Lichte in der Scheune, die neben eurem Hause liegt?

Anton. (weinend)

Ach! ja, ich will es nie mehr thun. Nachbars Franz hats auch gethan.

Richter.

Das entschuldigt dich nicht im geringsten. — Johann! —

(Der Gerichtsdiener tritt in die Stube).

Hohlt Herrn Dittmar und seinen Sohn Franz.

(Der Gerichtsdiener tritt ab).

Nun, Anton Weinstedt, ist es wahr, daß du einen Haufen Stroh angezündet hast?

Anton.

Ich? — ich nicht — nein! — Das Licht — ich nicht — das Licht fiel hinab — ich zündete das Stroh — nicht an — nein! Das Licht zündete es an.

Richter.

Schon gut; mehr brauch' ich nicht zu wissen.

Es währte nicht lange: so kam Herr Dittmar mit Franzen auch an, und als er diesen examinirt hatte, that er folgenden richterlichen Ausspruch: Ihr seyd beyde straffällig. Nach den Gesetzen sollte jeder von euch auf offenem Markte 25 Ruthenhiebe erhalten; ich will aber die Strafe mildern; ihr sollt die Ruthenhiebe nicht öffentlich, sondern in der Schule leiden. Sie aber, meine Herren (indem er sich zu den Vätern wendete) werden jeder 50 Gulden Strafe erlegen, weil sie auf Ihre Kinder nicht gehörig Acht gaben.

Franz und Anton fielen dem Richter zu Füßen und baten um Erlassung der Strafe.

Kinder! ihr bittet vergebens, sagte der Richter; ich kann unmöglich eure Bitte erfüllen; ich muß

muß thun, was die Gesetze vorschreiben; alles, was in meiner Macht steht, ist, daß ich die Strafe mildere, und das habe ich schon gethan.

Den Tag darauf erschien der Richter mit noch zwey andern Rathsherren in der Schule und hielt an die versammelten Kinder eine Rede, worin er sie vor dergleichen Unvorsichtigkeiten und Thorheiten warnte, deren sich Franz und Anton schuldig gemacht hatten. Es wurde hierauf mitten in die Stube eine Bank gesetzt; und beyde bekamen 25 Ruthenhiebe.

Nun gieng Anton in sich, und nahm sich fest vor, sich nie bey seinen Handlungen auf Andere zu berufen, sondern immer seinem Verstande und seinem Herzen zu folgen. Mit Thränen versprach er dieses sich und seinem Vater. Herr Haupt, sein Lehrer, mit dem ich vor einiger Zeit sprach, versicherte mich, Anton habe Wort gehalten.

Der Unbescheidene.

Kriecherey mußt du an dir nicht leiden.
Aber dabey sey nicht unbescheiden.

Constantin war kein großer Held im Lernen, und das, was er wußte, hieß nicht viel. Doch bildete er sich sehr viel darauf ein, oder er that, wie man im gemeinen Leben spricht, sehr dicke damit.

hörte man ihn von sich sprechen und kannte den Zeisig noch nicht, so glaubte man, er wäre der geschickteste und kenntnißreichste Knabe weit und breit.

Von nichts redete Constantin lieber, als von sich selbst, und in seinen Erzählungen kam kein Wort häufiger vor als das Wörtchen Ich. Seine Reden waren immer voll Iche, und wenn er von Vorfällen sprach, an welchen er mit Andern Antheil genommen hatte, so nannte er sich allezeit zuerst, und gab deutlich zu verstehen, daß er dabey die größte Rolle gespielt habe, welches gewöhnlich nur — Wind war.

So kam er z. B. eines Tages aus dem Walde und erzählte einigen Kameraden keuchend folgendes:

„Ich muß euch einen merkwürdigen Vorfall erzählen, sagte er. Hört nur, vor einer halben Stunde that ich Petern, Heinrichen, Georgen, Fritzen und Maxen den Vorschlag, in den Wald zu spatzieren. Ich führte sie in ein Thal, das ich neulich entdeckt habe, weil ich wußte, daß es ihnen gefallen würde. Ich gieng voran und als ich mit ihnen an Ort und Stelle war, zeigte ich ihnen einige schöne Plätze, die ich mir angemerkt hatte. Nachdem ich ihnen alles gewiesen hatte, führte ich sie wieder zurück. Da erblickte ich auf einmal einen zerlumpten Kerl, dem ich muthig ins Gesicht guckte, ob er gleich rabiatisch aussah. Der Kerl packte mich an; ich aber riß mich los und rief die andern herbey. Aber die thaten gar demüthig. Ich sagte dem Kerl derb die Wahrheit; und ermunterte die Andern, sich

nicht vor ihm zu fürchten. Ich mag dem Spitzbuben wohl ein wenig bange gemacht haben, denn ich sah, daß er auf meinen Zuruf auf und davon lief. Ich irre mich nicht, wenn ich den Kerl für einen Räuber halte. Die andern wollten es nicht glauben."

So erzählte Constantin.

Ganz anders lautete es, als einer von denjenigen, die mit ihm im Walde waren, den ganzen Vorfall erzählte. Dieser sagte — und man konnte seinen Worten glauben; denn es war ein wahrhafter Knabe. — Der Kerl, den Constantin als einen Räuber beschrieben habe, wäre ein einfach gekleideter, ernsthafter Bauer gewesen, den es verdrossen hätte, daß Constantin ihm so unbescheiden und frech ins Gesicht sah. Er habe ihn deßhalb zur Rede gestellt, da wäre aber Constantin grob geworden, habe ihm einige Schimpfworte ins Gesicht geschrieen und hierauf Reißaus genommen.

Als Constantin so weit war, fuhr der Erzähler fort, daß der Bauer ihn nicht mehr füglich einhohlen konnte, fieng er an auf diesen zu lästern, und rief uns immer zu, wir sollten uns nicht vor ihm fürchten, sondern ihm Eins versetzen. Wir fühlten aber nicht den mindesten Beruf dazu, denn wir wußten, daß nicht der Bauer, sondern Constantin der Beleidiger sey, und daß nicht jener, sondern dieser verdiene, daß man ihm Eins und ein recht Tüchtiges versetze. Wir suchten den aufgebrachten Bauer zu besänftigen und baten ihn, er möchte dem unhöflichen Knaben seine Unarten verzeihen. Der Bauer

ließ sich besänftigen und lief nun fort, um den Wagen einzuhohlen, mit welchem, wie er sagte, sein Sohn vorausgefahren war.

Das klang nun freylich ganz anders als Constantins Beschreibung von seinem gehabten Abentheuer.

Alles, was Constantin angab, anfieng, sprach und that, gefiel ihm außerordentlich wohl, wenn es gleich oft recht albern war. Was aber Andere thaten, darüber zuckte er gewöhnlich die Achseln, sprach gleichgültig und verächtlich davon, oder wollte gar keine Kenntniß davon nehmen. Immer brachte er das Gespräch auf das was er schon alles, seitdem er auf der Welt wäre, gethan hätte, welches, wenn man die Wahrheit reden lassen will, blutwenig war und gar nichts zu bedeuten hatte. That er einmal etwas Lobenswürdiges: so mußte es gleich ausposaunt seyn, und er wußte sehr künstlich die Rede darauf zu lenken. Er sprach davon auch noch nach Jahren.

In Gesellschaft war Constantin unausstehlich. Er hielt seine Person von so großer Wichtigkeit, daß er sich gar vieles erlaubte, was sich junge Leute nie erlauben sollten. Er mischte sich z. B. in Sachen, die ihm nichts angiengen, sprach mit Erwachsenen, denen er Ehrfurcht schuldig war, wie mit seines Gleichen, that vorwitzige Fragen an sie, fuhr ihnen in die Rede, machte unanständige Späßchen, die er gerne selbst belachte und wühlte sogar unter ihren Sachen herum. Solche Menschen, heißt man u n b e-

scheiden, und treiben sie es zu bunt, unverschämte und freche Menschen.

Das Gegentheil von Constantin waren Julius, Moritz, und Siegfried, seine Mitschüler. An diesen hatte jeder rechtschaffene Mensch seine Freude. Sie waren nicht zu demüthig und kriecherisch, aber auch keine Prahlhänse, sondern still und bescheiden. Sie sprachen nicht viel von sich, lobten sich niemals selbst und wann sie etwas Gutes verrichteten, so thaten sie dieses heimlich und redeten dann nicht davon. Hatten es Andere erfahren, und lobten diese sie deswegen: so überzog eine liebliche Schamröthe ihr Gesicht und sie suchten ihre Verdienste mehr zu verkleinern als zu vergrößern. Hatten andere etwas lobenswürdiges gethan: so sprachen Julius, Moritz und Siegfried mit einer herzlichen Freude davon.

Constantin war ihnen nicht gewogen; jeder wird leicht errathen, warum? er hieß sie gewöhnlich die drey Demüthigen. Ihr Lehrer aber hatte sie ungemein lieb, weil sie es verdienten; nicht aber darum, weil, wie Constantin vorgab, sie sich bey ihm einschmeichelten. Einmal hielt der Lehrer mit seinen Schülern Examen, bey welchem zwey Prediger und viele Eltern zugegen waren. Herr Sommer (so hieß der Lehrer) ließ seine Schüler oft Gedichte auswendig lernen und diese mußten sie dann mit dem gehörigen Ausdruck, und mit abwechselnder Stimme hersagen, oder declamiren. Sie übten sich dadurch in der richtigen und lebhaften Aussprache. Diese Uebungen wurden Declamirübungen genannt.

Im Examen sollten auch Einige Gedichte declamiren, und unter diesen befanden sich Constantin, Julius, Moritz und Siegfried. Der Lehrer gab ihnen die Gedichte, die sie hersagen sollten, acht Tage vor dem Examen, um sie auswendig zu lernen.

Constantin, der Unbescheidene, lief nun überall herum und prahlte sich damit, daß er auch declamiren würde. Er gab es Allen gar deutlich zu verstehen, daß er seine Sache am besten machen und den Preiß davon tragen werde. Je mehr Zuhörer ich habe, sagte er, desto mehr Muth und Lust werde ich haben. Ich will mich aber auch recht anstrengen. Wart' nur, mit einem Ausdrucke, mit einer Reinheit der Stimme, mit einem Anstande, mit einer Action (äußeren Bewegung) will ich declamiren, daß — nun ihr sollt es schon selbst sehen und hören. Bin nur begierig, wie die drey Demüthigen ihre Sachen machen werden, da wird was allerliebstes herauskommen; ich kanns mir schon vorstellen, besonders Julius, der abgeschmackte, weinerliche Jeremias.

So unbescheiden sprach Constantin und bemerkte das Lächeln und Schmunzeln derjenigen nicht, denen er solche Lobreden über sich selbst vorpredigte, und die es wohl wußten, was hinter dem Windmacher stecke.

Der Tag, an welchem das Examen gehalten wurde, erschien. Die meisten Schüler bestanden dabey gut. Es kam endlich auch ans Declamiren. Constantin wurde vorgerufen. Stolz trat er hervor.

Nun fieng er an zu reden, stotterte aber gleich im ersten Verse und sagte seine gereimte Erzählung so erbärmlich her, daß er allen denjenigen zum Gespötte wurde, denen er vorher so viel von seinem Declamiren vorgepredigt hatte.

Ganz anders machten die drey Demüthigen ihre Sachen. Jedermann hörte sie mit Wohlgefallen an; besonders aber erhielt Julius, der die Zuhörer stark rührte, den größten Beyfall. Er declamirte ein schönes Gedicht von Kleist, der ein guter deutscher Dichter, und zugleich ein großer Held war, und als Held auf dem Schlachtfelde verwundet und, beweint von redlichen Freunden, und geehrt selbst von den Feinden, 1759 zu Frankkfurt an der Oder starb.

Constantin mußte sich es gefallen lassen, daß ihn einige von seinen Mitschülern lange Zeit hindurch spottweise den großen Declamator nannten. Das war keine Ehre für ihn! —

Ob er jetzt schon etwas bescheidener sey, ist mir nicht zu Ohren gekommen.

* * *

Ich lasse die drey Gedichte, welche Julius, Moritz und Siegfried beym Examen declamirten, für euch, jungen Leser, abdrucken, und wünsche, daß ihr sie mit dem gehörigen Ausdruck, und mit reiner, deutlicher, und abwechselnder Stimme, nicht in einem schleppenden, einförmigen Tone lesen oder declamiren möget. Mit lateinischen Buchstaben lasse ich

sie deswegen drucken, damit man sieht, ob euer eins auch lateinische Schrift fertig lesen kann. Aber nennt mir nur diese Buchstaben nicht französische Buchstaben; denn das ist falsch.

I.

Die Freundschaft.

(von Julius declamirt.)

Leander und Selin, zween Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer.
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Ringsum nur Luft und See. Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederschein geruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel;
Als schnell die Wellen sich empöreten.
Ein reissender Orkan erwacht', und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn;
Das kleinste Stück vom Schiff wird izt sein Schiff —
Den beyden Freunden wird ein Bret zu Theil;

Allein es war zu leicht für seine Last.
„Wir sinken! sprach Selin; das Bret erträgt
Uns beyde nicht! O Freund, leb ewig wohl!
Du must erhalten seyn, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär mir das Leben doch nur eine Qual."
Nein, sprach Leander, nein, ich sterb, o Freund! —
Allein Selin verliefs zu schnell das Bret,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu
Und seine Grofsmuth an, und liefs das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trug's
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin.
Er fand Leandern schon daselbst. — O wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beyde fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt,
Was du thatst, wollt ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht — „Geliebtester,
Was wär ich ohne dich? versetzt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm', lafs uns ihn, der uns vom Tod befreyt,
Verehren, und ihm ganz das Leben weihn."
Sie knieten weinend an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete:

Und ihre Regung drang die Wolken durch. —
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern, und nur reich an Tugend war,
All' seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus;
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

KLEIST.

II.

Ein Nachtwächter-Lied.

(von Moriz declamirt.)

Ihr Nachbarn hört, und lasst euch sagen:
Der Hammer hat zehn geschlagen:
Die Zeit zur Ruhe rückt heran;
Wohl dem, der seine Pflicht gethan!
Habt Acht auf Feuer und Licht,
Dass niemand Schaden geschicht,
's hat zehn geschlagen.

Ihr Nachbarn hört, und lasst euch sagen:
Der Hammer hat eilf geschlagen.
Es schlafe süss in Dorf und Stadt,
Wer noch ein gut Gewissen hat.
Ein bös Gewissen ruhet nicht;
Es brennt und naget und sticht.
's hat eilf geschlagen.

Ihr Nachbarn hört, und lasst euch sagen:
Der Hammer hat zwölf geschlagen.
Die Geisterstunde ist vorbey;
Wer glaubt jetzt noch die Narrethey?
Schlaft wohl in göttlicher Hut,
Da schläft sichs sicher gut.
'S hat zwölf geschlagen.

Ihr Nachbarn hört, und lasst euch sagen:
Der Hammer hat eins geschlagen.
Dem Leidenden, der jetzt noch wacht,
Verkürze Gott die lange Nacht.
Die Hoffnung stärke sein Herz;
Sie lindert Kummer und Schmerz.
's hat eins geschlagen.

Ihr Nachbarn hört und lasst euch sagen:
Der Hammer hat zwey geschlagen.
Der Hahn erhebt schon sein Geschrey,
Nun ist mein Rufen bald vorbey.
Ihr liegt noch immer und ruht.
Nicht jeder hat es so gut.
's hat zwey geschlagen.

Ihr Nachbarn hört, und lasst euch sagen:
Der Hammer hat drey geschlagen.
Lobt Gott den Herrn für diese Nacht!
Er ists, der euch getreu bewacht.
Verschlaft die Stunden auch nicht,
Sobald der Morgen anbricht!
's hat drey geschlagen.

III.

Der Riese Goliath.

(von Siegfried declamirt.)

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann.
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock mit Gold gestickt,
Und alles, was dazu sich schickt.

An seinen Schnurrbart sah man nur
Mit Schrecken und mit Graus;
Der Mann sah wirklich von Natur
Pur wie der Teufel aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groſs schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich groſses Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab jedem einen Rippenstoſs,
Und flunkerte und prahlte groſs. *)

*) Als dieser Vers hergesagt wurde, guckten sehr viele den kleinen Goliath Constantin an, und

So kam er alle Tage her
Und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? wer wagts mit mir?
„Seys Vater oder Sohn,
„Er komme her, der Lumpenhund!
„Ich bax'n nieder auf den Grund."

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts, als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
„Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar,
Da fiel der grofse Esel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein grofses Maul es auch nicht thut:
Das lern' vom langen Mann;
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll.

einige wollen bemerkt haben, dafs er roth wurde, als die Stelle kam: „Und ein entsetzlich grosses Maul, Und nur ein kleines Hirn."

Wer ließt besser Bücher?

Herr Sonntag pflegte seinen zwey kleinen Söhnen, Herrmann und Maximilian, zuweilen ein Geschenk mit einem Buche zu machen, in welchem Geschichten und Erzählungen, bisweilen wohl auch Bilder standen. Die Kinder hatten besonders die letzteren sehr lieb.

Herr Sonntag kaufte seinen Kindern deswegen manches schöne Buch, damit sie darin lesen, und fein dasjenige behalten möchten, was darin stand. Denn dazu sind ja eigentlich die Bücher bestimmt.

Einmal hatte er wieder ein Buch kommen lassen. Herrmann und Maximilian waren sehr begierig zu wissen, was es wohl für eines wäre? Sie erfuhren es bald; denn an einem Sonntage rief Herr Sonntag seine Söhne zu dem Tische, hinter welchem er saß und übergab ihnen das Buch, mit den Worten: Leset fleißig darin und behaltet dasjenige, was ihr leset; ihr werdet viel Artiges und Nützliches darin finden!

Die Kinder dankten dem Vater für das angenehme Geschenk und giengen sogleich in einen Winkel, um nachzusehen, was es im Buche gäbe. Es

hatte den Titel: Neues Elementarbuch zum Gebrauche bey dem Privat-Unterrichte. Herausgegeben von C. P. Funke. Erster Theil.

Herrmann und Maximilian hatten eine gewaltige Freude, als sie viele artige Bilder in dem Buche fanden. Unter jedem Bilde stand eine kurze Erklärung oder Erzählung, die man lesen mußte, um das Bild recht zu verstehen. Herrmann überhüpfte keine einzige, sondern las alle mit Aufmerksamkeit durch. Aber Maximilian that dieses nicht. Ließt du alle Erzählungen, die unter den Bildern stehen? fragte er seinen Bruder.

Ja wohl! antwortete Herrmann, wie könnt' ich denn das Bild gehörig verstehen.

Ich lese nicht alle, sagte Maximilian. Nur diejenigen lese ich, bey welchen ich aus der Ueberschrift schliessen kann, daß sie hübsch sind.

Es ist keine einzige, aus welcher man nicht was lernen könnte! versetzte Herrmann.

Aber Maximilian ließ sich nicht irre machen; sondern las nur Einiges. Als man zu dem Bilde kam, bey welchem die Ueberschrift: Aeugeln stand, machte er sich etwas anderes zu thun, und ließ unterdessen seinen Bruder die Erklärung lesen. Die mag nicht ein bischen interessant seyn, sagte er.

Als der Frühling ankam, zog sich Herr Sonntag an einem schönen Tage an, versah sich mit einem scharfen Messer und Baumsalbe, und machte Anstalten, abzugehen.

Wo willst du hin, lieber Vater! fragten seine zwey Söhne.

Ich will in unsern großen Garten, antwortete Herr Sonntag, und dort äugeln oder okuliren.

O nimm uns mit, lieber Vater! sagte bittend Herrmann und Maximilian. Wir haben schon seit dem letzten Herbste den großen Garten nicht gesehen; und wir möchten auch sehn, wie du äugelst oder okulirst.

Das sollt ihr schon ein andermal in dem kleinen Garten sehen, sagte der Vater. — Nun, wenn ihr aber wißt, was das heißt äugeln oder okuliren: so nehm' ich euch mit.

Herrmann klatschte freudig in die Hände; denn er wußt' es. Aber Maximilian stand unmuthig da, denn er wußt es nicht. Ach! sagte er, ich habe wohl das Wort schon in Funkes Elementarbuche gedruckt gesehn, aber die Erklärung davon nicht gelesen.

Da hast du nicht wohl daran gethan, sagte der Vater. Man muß keine Gelegenheit unbenutzt vorbey gehen lassen, bey welcher man etwas lernen kann, und wenn es auch gleich scheint, als würden wir dieses und jenes nie zu wissen nöthig haben.

Ach! sagte Maximilian, die Ueberschrift: äugeln hat mich abgeschreckt, die Erklärung zu lesen.

Mein Sohn! antwortete der Vater, man muß sich niemals nach den Ueberschriften richten, und nicht immer nur unterhaltende und verwickelte, sondern auch trockene Erzählungen lesen, weil diese oft lehrreicher sind als jene.

Herr

Herr Sonntag gieng mit Herrmannen in den großen Garten, der eine gute Stunde weit entfernt war. Maximilian aber mußte zu Hause bleiben. Er holte Funke's Elementarbuch herbey und las auf der zehnten Seite folgendes:

äugeln.

„Was macht der Mann da mitten unter jun„gen Bäumen im Garten? Das Messer in der lin„ken Hand scheint er gebraucht zu haben, und mit „der rechten wickelt er ein Band um den Baum, als „ob er eine Wunde verbände. Er hat nemlich einen „kleinen Schnitt in die Rinde gemacht, und das Au„ge oder die Knospe eines Zweiges von einem andern „Baum eingesetzt. Damit nun der Schnitt desto eher „heilen und das Auge anwachsen kann, umwickelt er es „mit einem Streifen Bast. Man nennt diese Arbeit „äugeln oder okuliren. Durch das Aeugeln „erhält man bessere Früchte von den Bäumen."

Maximilian las seit dieser Zeit die Bücher, die er bekam, ganz anders, als vorher. Er überschlug nichts und selbst die uninteressantesten und trockensten Erzählungen las er mit vieler Aufmerksamkeit. Er hat davon späterhin oft den größten Nutzen gespürt.

Die drey Landcharten.

Mattheus war ein sehr unvorsichtiger Knabe, der, weil er nicht Acht gab, manchen Schaden anrichtete. Dabey hatte er die üble Gewohnheit, daß er seine Unvorsichtigkeit fast immer damit entschuldigte, daß er sagte: Ich kann nichts davor.

Einmal hatte seine Mutter eine schöne Weste gestickt, womit sie dem Vater an seinem Geburtstage ein Präsent machen wollte. Sie hatte den Mattheus gebeten, wohl Acht zu geben, um die Weste nicht zu beschmutzen. Aber der kleine Leichtfuß setzte auf den Tisch, worauf sie lag, so unvorsichtig ein Dintenfaß hin, daß es umfiel, und die schöne Weste ganz bespritzte. Nun war die Freude verdorben, welche die Mutter ihrem Gemahl machen wollte. Sie gab dem unachtsamen Sohne einen Verweis; aber er nahm ihn gar übel auf, und sagte: ich kann ja nichts davor. War dieß nicht recht thöricht gesprochen?

Ein andermal hatte sein Vater einige Freunde zu sich zu Gaste gebeten. Kurz zuvor erhielt er ein Paar Bouteillen ungarischen Wein; diesen wollte er seinen Gästen als ein sehr rares Getränke vorsetzen.

Mattheus bat den Vater während des Essens, er möchte ihm doch erlauben, in den Keller zu gehen und die Bouteillen herbey zu holen.

Mein Sohn! sagte der Vater, du bist nicht immer genug vorsichtig, ich traue dir nicht recht, du könntest mir leicht die Bouteillen zerschmettern.

O nein! das soll gewiß nicht geschehen, versetzte Matthäus; Vater, ich hol' sie. —

Nun gib nur Acht, sagte der Vater.

Mattheus sprang fort; doch nach zwey Minuten kam er weinend zurück, und erzählte stotternd, die eine Bouteille wäre ihm aus der Hand geschlüpft; er hätte im Fallen nach ihr gegriffen und da habe er mit der andern an die Wand angestossen und sie auch zerschlagen.

Man kann sich doch gar nicht auf dich verlassen, versetzte der Vater unwillig.

Lieber Vater! sagte Mattheus; *ich kann gewiß nichts davor.*

Mit deinem ewigen „*ich kann nichts davor!*" erwiederte der Vater. Wer kann denn davor? Es hat dich niemand gestossen; niemand dir die Bouteillen aus der Hand gerissen; sie selbst sprangen auch nicht davon; du kannst, wie du sagst, auch nichts davor, daß sie zerbrochen worden sind; wer ist also Ursache davon? denn eine Ursache muß doch da seyn? Schäme dich, Junge! Nicht genug, daß du durch deine Unvorsichtigkeit Schaden anrichtest, du willst auch noch die Schuld von dir abwälzen und für unschuldig angesehen werden. Menschen, die

dieses thun, sind unausstehliche erbärmliche Wichte! wahre Maschinen, in denen kein bischen Verstand steckt!

Mattheus wollte vor Schaam vergehen. Er weinte bitterlich und entfernte sich vom Tische.

Es währte nicht lange, so arbeitete Mattheus an einer Landcharte von Dänemark, die er einem seiner Freunde, der aus diesem Lande gebürtig war, schenken wollte. Er gab sich viele Mühe daran und war beynahe ganz damit fertig; als sein älterer Bruder von einem Kameraden, Namens Peter Springs, einen Besuch bekam. Dieser war auch sehr unvorsichtig und hatte auch die üble Gewohnheit an sich, seine Unachtsamkeit dadurch zu entschuldigen, daß er, wenn er einen Schaden anrichtete, sagte: ich kann nichts davor.

Peter Springs sprang zu Mattheus, der an der Charte arbeitete, beguckte seine Arbeit, ließ aber aus Unvorsichtigkeit den Namen, auf welchen die Charte aufgespannt war, auf die Erde fallen, so, daß sie zerriß.

Mattheus weinte vor Unwillen; aber Peter sagte ganz kalt: ja, was kann ich denn davor?

Das ärgerte den Mattheus noch mehr; doch trieb er's denn besser? —

Was war nun anzufangen? Mattheus entschloß sich, sogleich eine andere Charte zu machen; doch kaum war sie abgezeichnet, als sie durch Peters Unvorsichtigkeit von neuem verdorben wurde. Er versicherte abermals, er könne nichts davor. Nicht bes-

ser gieng es dem betrübten Mattheus mit der dritten Charte. Die begoß sein älterer Bruder unversehens mit Dinte und als Mattheus deshalb böse auf ihn wurde, entschuldigte auch er sich damit, daß er sagte: ich kann nichts davor.

Das vermaledeyte ich kann nichts davor! rief Mattheus zornig aus. Sein Vater, der dieß gehört hatte, rief ihm zu: Sohn! zupfe dich selbst bey der Nase; und er mag sich wohl gezupft haben; denn von dieser Zeit an hörte man das alberne, ich kann nichts davor, nie mehr von ihm.

Valentin Weber, der Leichtsinnige.

Erstes Kapitel.

Im obersächsischen Kreise lebte einmal ein Knabe, Namens Valentin Weber. In dem Städtchen, wo er wohnte, war er der lustigste, aber auch der leichtsinnigste Junge. Er hatte ein gutes Gedächtniß und begriff alles sehr leicht, was man ihm erklärte, auch fehlte es ihm nicht an witzigen Einfällen, und er wäre der liebenswürdigste Knabe gewesen, wenn er sich nur gewöhnt hätte, alles, was er that, vorerst zu überlegen und nicht ohne Verstand in die Welt hinein zu handeln.

Aber gerade daran fehlte es dem Valentin; er that nichts mit Ueberlegung; sondern was ihm ein-

fiel, das mußte sogleich ausgeführt werden, ohne daß er vorher darüber nachdachte, ob es auch recht, gut und rathsam sey.

Valentin mußte oft die nachtheiligen Folgen des Leichtsinnes erfahren, ohne daß er dadurch verständiger gemacht wurde. Einmal gieng er mit mehreren Freunden in ein kleines Dorf, wo sehr viele Pflaumen wuchsen, die Valentin ausserordentlich gerne aß. Er wollte sich deren mit seinen Freunden um ein Paar Groschen kaufen und einen Theil davon seinem kleineren Bruder, Fritz, bringen.

Man war schon eine gute Stunde gegangen, da rief Valentin voller Freuden: haha! da guckt ja das liebe Dörfchen zwischen lauter Bäumen hervor! lustig, meine Brüder! lustig! in einer Viertelstunde sind wir da und schmausen zuckersüße Zwetschen.

Alle freuten sich. Kameraden! rief Valentin, das beste ist, wir gehn nicht auf dem geraden Wege, sondern machen ein linksum kehrt euch! wir kommen dann auf jene Wiese; dort ist's weicher zu gehen, und wir kommen auch viel eher ins Pflaumendorf.

Das wäre schon recht, sagten die übrigen; aber die Wiese soll sehr naß seyn, auch soll es auf derselben Stellen geben, wo der Boden locker ist und wo man leicht einsinken kann.

Aber darauf merkte der leichtsinnige Valentin nicht. Ey! rief er, so geht ihr immer auf dem Wege, ich für mein Theil springe über die Wiese weg und bin gewiß eine halbe Viertelstunde eher an Ort und Stelle als ihr. Er hatte dieß kaum ausgere-

det, so machte er ein Paar Luftspringe und lief auf die Wiese.

Wenn er hier aber nur vorsichtig gewesen wäre! Allein sein Leichtsinn erlaubte es ihm nicht, um sich zu sehen. Kaum war er ein Paar Minuten vor sich hin galloppirt, als er plötzlich in ein Loch voll Wasser, oder in einen Schwappelbauch bis an sein spitzes Kinn versank.

Seine Kameraden, die dieß gesehen, und sein Geschrey, welches er erhob, gehört hatten, eilten herbey und zogen ihn mit vieler Mühe aus dem Loche. Er war nicht nur völlig durchnäßt; sondern sah auch sehr schmutzig aus.

Was war nun zu thun? Hätte er ein wenig darüber nachgedacht: so würde er ins Dorf gegangen, sich daselbst ausgezogen und gewartet haben, bis die Kleider trocken geworden wären. Allein da das Nachdenken seine Sache nicht war, so machte er sich, nachdem man ihn aus dem Schwappelbauche gezogen hatte, sogleich auf die Beine und lief davon, immer dem Städtchen zu, woher er gekommen war.

Vergebens riefen seine Kameraden ihm nach, er sollte lieber ins Dorf kommen; Valentin hörte nicht drauf, sondern lief wie ein Hase davon. Durch seinen Leichtsinn hatte er sich nicht nur um die Pflaumen gebracht, auf die er sich so innig freute, sondern er wurde auch ausgelacht, als er in seinem bemahlten Anzuge daher gezogen kam, und seine Eltern gaben ihm noch obendrein einen harten Verweis.

Nichts war Valentinen unausstehlicher, als wenn man ihm ernsthafte Ermahnungen gab. Für diese hatte er gar kein Ohr, und sie fruchteten bey ihm so wenig, als wenn man sie einem Tauben gegeben hätte. Das war sehr schlimm, und seine Eltern und Lehrer betrübten sich oft darüber.

Man konnte nicht sagen, Valentin habe ein böses Herz; aber gut konnten verständige Menschen ihm nicht werden. In den Lehrstunden äußerte sich sein Leichtsinn auch sehr oft, er lachte und plauderte darin fast alle Tage und wenn ihm der Lehrer eine Erinnerung gab, so machte er ein Späßchen und brachte dadurch die Andern zum lauten Lachen. Durch ein solches Betragen zog er sich zuweilen empfindliche Strafen zu; aber sie blieben ohne guten Folgen; denn sein Leichtsinn ließ ihn dieselben bald wieder vergessen.

Nichts war für Valentinen unmöglicher, als einen drolligen Einfall zu unterdrücken. Wenn aber nur seine Einfälle und Späßchen nicht beleidigend gewesen wären! Allein dieß waren sie oft, und mancher Knabe wurde durch sie gekränkt.

Man würde Valentinen unrecht gethan haben, wenn man ihm böse Absichten bey seinen beleidigenden Späßchen zugeschrieben hätte. Er machte sie gewiß nicht, um Anderen absichtlich dadurch wehe zu thun; sondern sein Leichtsinn war nur zu groß, als daß er, wie es sehr nöthig war, vorher überlegt hätte, ob nicht dieser und jener durch seine Scherze beleidigt werden konnte; und darum that er vielen Unrecht, welches ihm nicht zu vergeben war.

Einmal kam ein fremder Knabe, Namens Ferdinand Leise, in das Städtchen, wo Valentin wohnte, um daselbst einige Jahre die Schule zu besuchen, das war ein sehr artiger, fleißiger und gesitteter Mensch; nur war er etwas schüchtern und verschämt.

Valentin, der gewohnt war, jedem seiner Mitschüler einen drolligen Namen zu geben, hatte den neuangekommenen Ferdinand Leise kaum gesehen, als er ihm auch den langen Titel ertheilte: König von Ava, Herr der Ebbe und Fluth, Vetter und Freund der Götter im Himmel und auf Erden, Herr der weissen Elephanten und der 24 Sonnenschirme!

Ferdinand Leise, der Valentinen noch nicht kannte, glaubte, dieser wolle ihn durch diese Titulatur zum Besten haben! Er zog ihn daher einmal in einen Winkel und machte deßhalb Vorstellungen. Valentin hätte nichts besseres thun können, als seinem Mitschüler versichern, daß er nur Spaß treibe und es gar nicht böse meyne; und sah er, daß Ferdinand dieses nicht haben wolle, so mußte er als rechtschaffener Knabe diesen Scherz bey Seite lassen.

Aber was that er? — Ferdinand hatte kaum ausgeredet, so fieng Valentin an zu lachen und sprang ohne ein Wort zu antworten, davon. Nun wußte Ferdinand nicht, woran er sey, und er hielt den leichtsinnigen Valentin für einen schlechten Menschen.

Einige Tage darauf bat Herr Haim, ein braver Mann, mehrere Knaben zu sich, theils weil einer seiner Söhne seinen Geburtstag begieng, theils

weil er dem Ferdinand Leise, mit dessen Vater er gut Freund war, eine Freude machen wollte.

Valentin, der auch gebeten wurde, war der erste, der bey Herrn Haim erschien. Alle gebetene Gäste waren bereits zugegen; nur Leise fehlte noch. Valentin sprang wie ein Ziegenbock herein, brachte allerhand Späßchen vor, und machte einen leichtsinnigen Streich.

Eduard, der seinen Geburtstag begieng, hatte an diesem Tage von seinem Vater ein allerliebstes Stöckchen zum Geschenk bekommen. Er zeigte es seinen Freunden. Valentin griff gleich darnach, bewunderte es, und gab damit einigen ziemlich derbe Klappse. Dann stieg er auf einen Stuhl und sagte: „Meine hochzuverehrende Herren! Da hören Sie, was ich ihnen expliciren oder erklären oder deutlich machen will. Spitzen Sie fein die Ohren! es wird hochgelahrt klingen."

„Viele Körper, (passen sie wohl auf!) viele Körper haben die Eigenschaft, daß, wenn man sie aus ihrer Stellung bringt, sie z. B. biegt, dann aber losläßt, sie schnell ihre vorige Stellung wieder einnehmen, sich z. B. zurückbiegen. Diese Eigenschaft heißt Elasticität, und die Körper, an denen man diese Eigenschaft findet, nennt man elastische Körper. Dieses Stöckchen hier ist also elastisch; denn sehn Sie, ich kann es krümmen oder biegen; (er biegt das Stöckchen) nun aber lass' ichs los; wupp! da biegts sich zurück und erhält seine vorige Stellung. Noch einmal! —

Valentin bog das Stöckchen von neuem, doch so unvorsichtig, daß es knackte und in zwey Stücke zerbrach.

Nun war durch Valentins Leichtsinn mit einem male die Freude verdorben, welche Eduarden des Vaters Geschenk gemacht hatte.

Alle anwesende Knaben erklärten sich gegen den leichtsinnigen Valentin, besonders hielt ihm sein kleinerer Bruder eine scharfe Strafpredigt. Valentin sah einige Augenblicke zur Erde nieder, aber bald hatte er alles wieder vergessen, er that so, als wäre gar nichts vorgefallen und fieng wieder an zu spaßen. In diesem Augenblick trat Ferdinand Leise herein. Valentin, ohne zu überlegen, was er thun wollte, sprang ihm sogleich entgegen, machte einen tiefen Bückling, fiel dann auf ein Knie nieder und redete ihn folgendermaßen an: Willkommen, gnädigster König von Ava! Herr der Ebbe und Fluth, Vetter und Freund der Götter im Himmel und auf Erden, Herr der weissen Elephanten und der 24 Sonnenschirme.

Leise, der ohnehin schüchtern in die Stube getreten war, wurde dadurch in noch größere Verlegenheit gebracht. Eine schamhafte Röthe überzog sein Gesicht und er konnte kein Wort vorbringen.

Die versammelten Knaben wurden durch Valentins Benehmen, das ihnen drollig genug vorkam, zum Lachen bewogen. Leise glaubte sich dadurch beleidigt und zog sich schnell aus der Stube zurück. Da kam aber gerade Herr Haim, und als erfahren hatte, was vorgefallen war, sprang er Ferdi-

nanden nach, und überredete ihn wieder zur Gesellschaft zurückzukehren. Valentinen aber gab er wegen seines leichtsinnigen Betragens einen ziemlich scharfen Verweis.

Leise kehrte zwar zu den Andern zurück, aber man war doch nicht recht froh; der Vorfall mit dem Stöckchen und mit Ferdinanden verdarb alle Freuden, die man sonst hätte geniessen können. Und so hatte Valentin durch seinen Leichtsinn Andern sehr oft ein Aergerniß gegeben und manches Vergnügen gestört. Leichtsinn richtet öfters viel Unheil an.

Valentin Weber, der Leichtsinnige.

Zweytes Kapitel.

Valentin wuchs immer größer. Da er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, beschloß sein Vater, ihn auf eine größere Schule zu schicken. Valentin hatte darüber eine große Freude; denn etwas weiter in die Welt zu kommen, war schon längst sein sehnlichster Wunsch.

Valentin konnte den Tag seiner Abreise kaum erwarten; und als er erschien, sprang er, ausser sich vor Freude, im Hause herum; setzte sich dann vergnügt auf den Wagen, auf dem er fortgefahren wurde, und trennte sich von seinen Geschwistern und

Freunden ohne eine Thräne zu vergiessen. Mutter und Vater begleiteten ihn eine Stunde weit.

Beym Abschiede umschlang die weinende Mutter ihren Sohn, mit all' der Liebe, welche zärtliche Mütter zu ihren Kindern haben, und bat ihn herzlich, sich immer gut aufzuführen, besonders aber seinen Leichtsinn zu lassen, weil dieser viel Unheil erzeuge und den Menschen verhindere, in sich zurückzukehren und gut zu werden. Diese Bitte wiederholte auch der Vater, und der Sohn versprach, sie zu erfüllen. Nun trennte man sich.

In drey Tagen kam Valentin in Grünstein an, wo eine sehr gute lateinische Schule war, die er besuchen sollte. Er war von einem guten Freunde seines Vaters an den Rector dieser Schule empfohlen worden, und er besuchte daher diesen gleich nach seiner Ankunft. Der Rector, ein gelehrter und gar braver Mann, ließ sich mit Valentinen in ein Gespräch ein, und bemerkte bald, daß dieser einen guten Kopf habe, und er versprach sich viel von ihm. Er gieng mit ihm in ein Haus, wo wackre Leute wohnten, und nahm dort Quartier und Kost für ihn auf.

Valentinen gefiel es in Grünstein überaus wohl. In den ersten Tagen führte er sich auch so ordentlich und gesetzt auf, daß man ihn im Hause lieb gewann. Aber bald vergaß er die Ermahnungen seiner Eltern; sein Leichtsinn und seine Flatterhaftigkeit kehrten wieder zurück und verleiteten ihn zu allerhand thörichten Handlungen. Ein Unglück für ihn war es, daß in

dem Hause, wo er sich befand, noch acht bis zehn andere junge Menschen wohnten, die auch die Grünsteiner Schule besuchten. Diese waren zum Theil auch leichtsinnig und Valentin paßte sich zu ihnen daher recht gut. Das schlimmste war, daß sie alle seine Einfälle und Späße, wenn sie auch noch so albern und abgeschmackt waren, immer belachten und für allerliebst hielten. Dieß brachte dem leichtsinnigen Spaßmacher eine gar hohe Meynung von sich selbst bey und er triebs mit jedem Tage ärger. Eines ernsten Gedankens war er selten fähig.

Es waren noch nicht vier Wochen verflossen, daß Valentin in Grünstein lebte, so liefen schon bey dem Rector der Schule Klagen gegen ihn ein. Unter andern verklagte ihn ein Uhrmacher, daß er mit einem Bolzen, durch ein Blasrohr auf sein kleines Hündchen geschossen und es in dem hintersten rechten Beine verwundet habe. Es ist ein böser Junge, sagte der Uhrmacher.

So sehr nun auch der Rector mit dem unzufrieden war, was Valentin gethan hatte, so war er doch überzeugt, daß er es nicht aus schlechten Absichten gethan habe, und daher den Namen eines bösen Jungens nicht verdiene. Er entschuldigte ihn, so sehr er konnte und sagte unter andern zum Uhrmacher: Glauben Sie's, mein bester Herr! Valentin hat nicht aus Schadenfreude, oder aus sonst einer bösen Absicht, nach Ihrem Hündchen geschossen; er hat dieß gewiß aus Leichtsinn gethan; vielleicht schoß er gar nach etwas anderem, da kam aber zufälliger Weise

das kleine Thier daher gelaufen und ward vom Bolzen getroffen. Doch, das entschuldigt ihn nicht ganz; ich will ihm deßhalb schon einen starken Verweis geben.

Wirklich lud auch der Rector Valentinen zu sich ein, und tadelte sehr strenge seinen begangenen Fehler und seinen Leichtsinn überhaupt. Valentin schien gerührt zu seyn und versprach, in Zukunft mehr auf sich selbst Acht zu geben. Doch nach einiger Zeit erfuhr der Rector wieder mehrere leichtsinnige Streiche von ihm. Das geht nicht gut, dachte er bey sich, hat der junge Mensch, wie ich glaube, gleich kein böses Herz; so wird doch in Ewigkeit nichts anderes als ein Windbeutel, ein Charlatan aus ihm, wenn er seinen Leichtsinn nicht bald ablegt; und solche flatterhafte, leichtsinnige Geschöpfe sind unbrauchbare Menschen, die der Rechtschaffene nicht schätzen und nicht lieben kann.

Der brave Rector ließ Valentinen von neuem zu sich kommen und machte ihm die ernsthaftesten Vorstellungen. Vielleicht hätten diese auch gefruchtet, wenn nicht ein Paar von seinen Kameraden, mit denen er in Einem Hause wohnte, ihn gegen den Rector, als einen zu ernsthaften, mürrischen Mann, eingenommen hätten. Von nun an mochte der redliche Mann sagen, was er wollte, Valentin hörte nicht drauf, sondern fuhr fort, einen leichtsinnigen Streich nach dem andern auszuführen. Nur drey davon will ich erzählen.

Valentin pflegte mit einigen seiner Hauskameraden fast alle Tage einen Schulfreund zu besuchen,

der ziemlich weit entfernt von ihm wohnte. Hier kamen mehrere junge Leute zusammen, lasen aus einem alten Buche Kriegsgeschichten vor, spielten wohl auch manchmal, (doch nicht Karten) am meisten aber vertrieben sie sich die Zeit damit, daß einer nach dem andern kleine Vorfälle oder Anekdoten erzählte, wobey denn immer viel gelacht wurde, besonders wenn Valentin Weber seine Anmerkungen dazu machte.

Das wäre alles gut gewesen. Aber Valentin, der vor lauter Leichtsinn selten wußte, was er that, gerieth auf den thörichten Einfall, alle Abende, wenn er seinen Freund besuchte, an die Fenster anzupochen, bey denen er vorbey gehen mußte. Er lief dann gewöhnlich so schnell als möglich, und jedes Fenster erhielt von ihm wenigstens Einen Stoß.

Die Leute, die in den Häusern wohnten, an die der leichtsinnige Valentin pochte, erschracken immer, und glaubten anfangs, es sey ein Feuer in der Stadt ausgebrochen; sie verließen die Stube und wann sie vor die Thüre kamen, sahen sie nichts; ein Nachbar fragte den andern, ob bey ihm auch angepocht worden wäre und was dieß zu bedeuten hätte? aber keiner wußte die letzte Frage zu beantworten.

Wohl eine Woche trieb Valentin diesen Spaß, wie er es nannte, und hätte ihn wohl noch länger getrieben, wenn nicht ein anderer Spaß, der Valentinen aber nicht im mindesten behagte, dazwischen gekommen wäre. Es hatten sich nemlich einige Nachbaren, an deren Fenster er auch gepocht hatte, vorgenom-

genommen, ihm aufzupassen. Als daher Valentin eines Abends wieder durch die Straße lief und sein Unwesen mit den Fenstern abermals trieb, sprangen diese aus ihren Häusern und liefen dem leichtsinnigen und muthwilligen Ruhestörer nach. Da er aber sehr gut laufen konnte, so waren sie lange nicht im Stande, ihn zu erhaschen; sie würden auch seiner vielleicht nicht habhaft geworden seyn, wenn er nicht über einen Sumpf hätte laufen müssen, der zugefroren und daher sehr glatt war. Valentin glitschte aus und verrenkte sich den rechten Fuß. Nun konnte er nicht weiter; zwey Männer, die ihn verfolgten, erreichten ihn und riefen mit zorniger Stimme: aha! da haben wir dich, Vogel!

Einer ergriff ihn beym Nacken, wo Valentin sehr kitzlich war. Sein Schreyen war ein Gemisch von Lachen und Weinen; aber daran kehrten sich die zwey Männer nicht, sondern schleppten ihn mit sich nach Hause. Hier bekam er einige derbe Hiebe, dann nahm man seine Hände, band sie mit einem Stricke fest zusammen, steckte seine Kniee durch die zusammen gebundenen Arme, und zog einen langen und dicken Stock durch, oder man spannte Valentinen in den pohlnischen Bock. Sein ganzer Körper sah aus wie ein Knaul, und er konnte sich nicht von der Stelle bewegen.

In diesem peinlichen Zustande mußte Valentin wohl zwey Stunden in einer sehr kalten Kammer liegen. Er sollte die ganze Nacht darin bleiben; allein da er so sehr jammerte und bat: so ließ man ihn ge=

gen 11 Uhr Nachts wieder frey, gab ihm aber auf die Reise etwas mit, was sich gewiß keiner von meinen jungen Lesern wünscht.

Indeß war Valentin froh, daß er nur wieder in Freyheit gesetzt worden war. Sein Leichtsinn ließ es ihm nicht zu, sich über das Vorgefallene zu schämen. Mit vielem Gelächter erzählte er Alles haarklein seinen Kameraden; diese erzählten es Andern wieder; und den folgenden Tag wußte es die ganze Schule. Viele lachten Valentinen aus; die besseren Schüler verachteten ihn, und seine Lehrer, die auch alles erfuhren, gaben ihm harte Verweise. Doch auf den leichtsinnigen Menschen wirkte dieß wenig; er schämte sich ein bischen; aber so wie er auf sein Quartier zu seinen Hausfreunden kam, vergaß er alles wieder, und machte sich noch obendrein lustig darüber.

Einige Wochen nach diesem Vorfalle gieng Valentin mit zwey Freunden in den Vorstädten von Grünstein spatzieren. Sie kamen bey einer Mühle vorbey, wo ein feister Esel stand, der mit drey Säcken Mehl bepackt war.

Kaum hatte Valentin den Langohr bemerkt, als ihm auch sogleich sein Leichtsinn den Gedanken eingab, näher zum Esel zu gehen, und ihn zu versuchen, ob er viel Feuer im Leibe habe. Er hatte zu seiner Freude einen Knotenstock mit, der unten einen spitzigen eisernen Beschlag hatte. Damit wollte er das Müllerthier kitzeln. Das gibt einen Spaß! sagte er zu seinen Begleitern, und in diesem Augenblick

stieß er den Esel mit der Spitze des Stockes in die Seite. Das Thier schlug aus; Valentin wollte sich halb todt lachen. Er wiederholte den Stich. Da machte der Esel Kapriolen und warf die Säcke ab, womit er beladen war. Da er fest neben dem, sehr tiefen, Flusse stand: so fielen die Säcke in das Wasser und sanken unter.

Valentin wollte Reißaus nehmen. Allein der Müller holte ihn ein, gab ihm einige Rippenstöße und sperrte ihn bey sich so lange ein, bis er das Mehl und die Säcke, theuer genug, bezahlt hatte.

Valentins letzter leichtsinniger Streich in Grünstein bestand darin. Er kam einmal auf den unglücklichen Einfall, seinem Nachbar, einem Schuhmacher, einen Spaß zu spielen. Dieser hatte eine schöne Ziege, die eben Junge werfen sollte.

Wißt ihr was? sprach Valentin eines Tages zu zwey Kameraden, wir machen mit Nachbars Ziege heute einen Hauptspaß; führen sie des Nachts aus dem Stalle und verstecken sie irgendwo. In der andern Nacht führen wir sie wieder zurück.

Der Einfall gefiel und in der folgenden Nacht wurde er wirklich ausgeführt. Valentin schlich sich mit seinen Kameraden in des Nachbars Stall, band die Geis ab und führte sie durch den Garten ohne alles Geräusch.

Wo transportiren wir sie aber nun hin? fragte einer von den Dieben.

Ha! mir fällt was ein, antwortete Valentin, wir sperren sie in Nebelings Heukammer ein.

Nebeling war ein armer Kammmacher und wohnte zehn Häuser unter dem Hause, wo Valentin einquartirt war. Die Ziege wurde hinter sein Haus gebracht, die Hinterthüre ganz leise geöffnet, und die Ziege in die Heukammer gethan.

Nebeling wird Augen machen, wenn er die Ziege findet, sagte Valentin. Er wird nicht wissen, woher das Thier gekommen sey. Morgen, zu Mittage ohngefähr, schicken wir ihm ein Billet und melden ihm, daß er die Geis unserm Nachbar zurücksenden möge.

Die argen Spaßmacher giengen hierauf nach Hause und legten sich zu Bette.

Des andern Tages gieng Valentin mit den Uebrigen in die Schule. Er kam erst halb zwölf Uhr Mittags wieder nach Hause. Das erste, was er hier hörte, war die Nachricht, daß dem Nachbar vorige Nacht eine Ziege gestohlen, daß sie bey dem Kammmacher Nebeling gefunden, und daß dieser bereits arretirt worden sey.

Valentinen wurde es bey dieser Nachricht angst und bang; vor lauter Angst wußte er nicht, was er thun, ob er seinen Fehler bekennen, oder schweigen sollte? Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe; das dauerte ihn sehr, daß Nebeling unschuldig leiden müsse, er verwünschte das, was er gethan hatte, getraute sich aber nicht dasselbe zu gestehen, weil er eine harte Strafe befürchtete.

In diesem Augenblicke trat Nebelings Frau in die Stube und klagte dem Hausherrn, bey welchem

Valentin wohnte, ihre Noth. Mit gen Himmel gefaltenen Händen und ausgeweinten Augen, erzählte sie, daß ihr Mann für den Dieb der Ziege gehalten werde, daß er als Strafe zwanzig Thaler erlegen müßte, und daß er doch ganz unschuldig sey.

Dieß gieng Valentinen durchs Herz. Er ergriff seinen Hut und verließ das Haus. Sein fester Vorsatz war, zum Rector zu eilen und ihm seinen begangenen Fehler zu gestehen. Allein einer seiner Kameraden, der um die Sache wußte, und gehört hatte, daß Nebeling in den Verdacht des Diebstahls gekommen und ins Gefängniß gesetzt worden sey, hielt es für seine Pflicht, den wahren Thäter bey dem Rector anzuzeigen, und kam dadurch Valentinen zuvor.

Der Rector eilte sogleich auf das Rathhaus und erklärte, daß Nebeling unschuldig sey; ein leichtsinniger Junge, sagte er, habe aus Spaß, die Ziege in die Heukammer eingesperrt.

Valentin Weber wurde noch diesen Tag in den Schulcarcer (Schulgefängniß) eingesperrt; er mußte eine große Geldstrafe erlegen, und seinem Nachbar und Nebelingen Abbitte thun. Dann wurde er mit Schande von der Grünsteiner Schule verwiesen.

Groß war das Herzeleid, welches Valentin dadurch seinen guten Eltern verursachte. Sie empfiengen ihn kalt, als er zu ihnen zurückkehrte; die Mutter weinte, und sagte mit gebrochener Stimme: ich unglückliche Mutter: was habe ich für einen Sohn! Leichtsinniger Mensch! Du bist der Liebe deiner El-

tern nicht werth! Deine Aufführung kürzt unser Leben ab und bringt uns um einige Jahre früher zu Grabe.

Nenne mich so lange nicht Vater, sprach drauf Herr Weber, bis du mich nicht überzeugt hast, daß du besser geworden seyst. Jetzt entferne dich aus meiner Stube.

Beschämt verließ Valentin das Zimmer, gieng in den Hof und weinte bitterlich. O wenn er nur mit seinen Thränen seine leichtsinnigen Streiche hätte auslöschen können, und wenn sie nur Wirkungen einer aufrichtigen Reue und des Vorsatzes gewesen wären, sich nie mehr durch Leichtsinn in den Augen rechtschaffener Menschen verächtlich zu machen! —

Valentin Weber, der Leichtsinnige.

Drittes Kapitel.

So lange Valentin im väterlichen Hause blieb, nahm er sich vor leichtsinnigen Streichen sehr in Acht. Dieß kostete ihm viele Mühe und er sehnte sich daher wieder von seinen Eltern weg, um, wie er sich ausdrückte, die Freuden der goldenen Freyheit von neuem genießen zu können. Als sein Vater ihn eines Tages befragte, ob er Lust hätte, ein Kaufmann zu werden? antwortete er darauf mit einem freudigen Ja!

denn nun glaubte er, sein heissester Wunsch werde erfüllt und er in eine bessere Lage versetzt werden.

Es dauerte nicht lange, so hieß es: Valentin! in acht Tagen reisest du ab nach Pappenthal; Herr Lindner, ein angesehener und rechtschaffener Kaufmann daselbst, will dich in die Lehre nehmen. Du wirst dort wohl aufgehoben seyn, und vieles lernen können, wenn du ordentlich, verständig und fleißig bist, und dich nicht so leichtsinnig wie in Grünstein beträgst.

Valentin konnte kaum den achten Tag erwarten. Als er da war, frohlockte er und trennte sich vergnügt von seinen Eltern, Geschwistern und Freunden.

Er wurde von Herrn Lindner in Pappenthal liebreich aufgenommen und es ward ihm sogleich eine kleine Stube angewiesen, wo er mit noch zwey andern Lehrjungen wohnen sollte.

Ein Paar Wochen hindurch führte sich Valentin musterhaft auf; und sein Herr war mit ihm wohl zufrieden. Aber nach Verlauf dieser Zeit wandelte ihn wieder sein alter Leichtsinn an. Er betrieb seine Geschäfte nicht mehr mit der nöthigen Sorgfalt, vergaß vieles, was ihm zu thun aufgetragen wurde, und vor lauter Flatterhaftigkeit richtete er in dem Comptoir oft viele Verwirrung an, indem er die Waaren an verkehrte Plätze durcheinander hinlegte. Dieß zog ihm von seinem Herrn und den Comptoirbedienten manchen scharfen Verweis zu.

Herr Lindner war überhaupt sehr strenge und ordnungsliebend, wie dieß jeder Mensch, besonders

jeder Kaufmann seyn sollte. Aber diese lobenswürdige Strenge und Ordnungsliebe gefiel dem leichtsinnigen Valentin eben so wenig, als Vielen die gekochte Brunnenkresse; er fieng daher an, mit seiner Lage unzufrieden zu werden; so wie Herr Lindner mit Valentins Aufführung.

In Pappenthal war ein Schauspielhaus oder Theater, in welchem viele schöne Lust- Schau- und Trauerspiele aufgeführt wurden. Valentin erhielt zuweilen die Erlaubniß, hinein gehen zu dürfen. Diese Erlaubniß benutzte er auch immer, denn er empfand im Schauspielhause das größte Vergnügen. Wenn zuweilen traurige Auftritte vorkamen: so zerfloß er in Thränen und erzählte den folgenden Tag von nichts anderem, als von dem schönen Trauerspiele, das er gestern gesehn hätte.

Das Theater verwirrte seinen Kopf ganz; es konnte ihm nicht aus dem Sinn kommen, und er war manchesmal so sehr in Betrachtungen darüber vertieft, daß er nicht sah und nicht hörte, was um ihn vorgieng. Er machte daher sehr oft alles verkehrt und einigemale hatte er sogar vergessen, einen eisernen Laden des Gewölbes zuzuschliessen, weil er gerade ins Theater eilte.

Doch damit hatte es noch nicht sein Bewenden. Valentins Leichtsinn gab ihm sogar den Gedanken ein, Herrn Lindner zu verlassen und ein Schauspieler zu werden. Wirklich gieng er auch zu dem Director der Schauspielergesellschaft und theilte ihm seinen Vorsatz mit. Dieser, ein rechtschaffener Mann,

merkte wohl, daß der junge Mensch die Sache nicht überlegt und bey seinen Eltern nicht um ihre Einwilligung angehalten habe. Er schrieb daher unter der Hand an Valentins Vater und erzählte ihm ganz offenherzig, was sein Sohn im Sinne habe. In einigen Tagen erhielt Valentin von seinem Vater folgenden Brief:

Leichtsinniger Mensch!

Ich höre, daß du wieder über einem leichtsinnigen Streiche brütest, die Lust zum Kaufmanne verloren und den Vorsatz gefaßt habest, ein Schauspieler zu werden. Ich ersehe daraus, daß du noch nicht verständiger geworden, sondern noch immer der alte Leichtfuß bist, der nichts überlegt, was er thut. Ob du zum Schauspieler Anlage hast? weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß du, leichtsinniger Mensch, in kurzer Zeit auch zum Schauspieler die Lust verlieren und bald eine andere Lebensart wählen würdest, die dir nach kurzem wieder nicht anstände.

Junge! fasse doch einmal einen ernsten Gedanken, und handle nicht länger in die Welt hinein; überlege was du thust und lasse den Leichtsinn fahren, der dem Menschen wahrlich keine Ehre sondern Schande bringt. Du bist kein Kind mehr; darum betrage dich nicht kindisch, sondern etwas gesetzt; dadurch wirst du dir die Achtung Anderer erwerben. Noch einmal, sey kein leichtsinniger Junge und verbittre deinen Eltern nicht das Leben; sonst will ich meine

väterliche Hand von dir ziehen und dich dem Schicksale überlassen. Aenderst du aber deinen Sinn, wirst du gesetzter und verständiger, dann will ich allezeit seyn

Dein

für dich redlich sorgender

Vater

Herrmann Weber.

N. S. Deinem Herrn meine freundschaftliche Empfehlung. Begegne ihm immer mit der gehörigen Ehrerbietung, die ihm als rechtschaffenem Manne, und mit dem Gehorsame, der ihm als deinem Lehrherrn zukommt. Valentin! wenn du ein so wackrer, thätiger, vernünftiger Mann würdest, wie Herr Lindner ist, o dann wäre ich der glücklichste Vater von der Welt. Leb wohl und verständig! —

Dieser Brief machte auf Valentinen guten Eindruck; er kehrte in sich, gab seinen Vorsatz, Schauspieler zu werden, auf, und nahm sich vor, von nun an gesetzter und überlegender zu werden. Doch solche Vorsätze hatte er schon oft gefaßt, sie aber nie lange Zeit befolgt. Das geschah auch ietzt.

Ein Paar Wochen darauf, fuhr Herr Lindner nach Frankfurt am Mayn zur Messe, und nahm Valentinen mit. Eines Abends geht dieser hinter der Stadt auf der Sachsenhäuser Brücke spatzieren. Hier kommt er mit einem preußischen Soldatenwerber zusammen, läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, glaubt seinen schmeichelhaften Worten, und wird,

verführt durch seinen Leichtsinn, Soldat, ob er gleich nie Lust zum Soldatenstande hatte.

Herr Lindner hatte dieß kaum gehört, als er auch gleich in das Haus eilte, wo Valentin als Rekrute sich befand. Er fand ihn in einem Winkel sitzen und weinen, denn sein gethaner Schritt reute ihn bereits gar sehr. Er fiel Herrn Lindner zu Füßen, und bat ihn, ihn doch zu befreyen. Allein dieser zuckte die Achseln und sagte: warum bist du so leichtsinnig und überlegst nicht vorerst, was du thun willst? Ich kann dir nun nicht helfen, du bist einmal Soldat und mußt Soldat bleiben.

Hierauf gieng Herr Lindner fort und überließ den verzagten Rekruten einer schmerzlichen Reue, die mit einer peinigenden Verzweiflung verbunden war.

Den andern Tag war Valentin vor Schmerz ausser sich und beynahe hätte der tolle Mensch Lust gehabt, sich in den Mayn zu stürzen, um einem Leben ein Ende zu machen, das keinen Reiz mehr für ihn hätte. Wer weiß ob er dieses nicht gethan haben würde, wäre nicht Herr Lindner noch zur rechten Zeit in das Werbehaus mit der frohen Nachricht getreten, daß Valentin frey sey.

In der Hoffnung, daß du dich bessern werdest, sagte der edeldenkende Lindner, habe ich dich mit 100 Gulden losgekauft.

Wer war jetzt froher als Valentin; er fiel seinem Herrn um den Hals und dankte ihm mit vielen Thränen für seine Güte und Wohlthat.

Dieser Vorfall brachte Valentinen zur Besinnung und wirkte so viel, daß er lange Zeit sich verständig, gesetzt, ordentlich, mit Einem Worte, gut aufführte.

Valentins Lehrjahre waren endlich vorbey. Er verließ Pappenthal und reißte nach Hamburg, wo er sich einige Jahre in einem berühmten Handelshause aufhielt. Hier genoß er viele Freyheit und hatte tausend Gelegenheiten, alberne Streiche zu machen. Wirklich kehrte auch sein alter Leichtsinn zurück und verführte ihn zu mancherley Handlungen, die ihm keine Ehre machten. Es kamen wohl Stunden, wo wo er über sich nachdachte und sich vornahm anders zu werden; allein sein Leichtsinn war schon zu tief eingewurzelt, als daß er im Stande gewesen wäre, seinen Sinn zu ändern. Dazu gehörte viel Kraft; diese wollte er aber nicht anwenden.

Noch befand sich Valentin in Hamburg, als er die traurige Nachricht erhielt, daß sein Vater gestorben und seine Mutter dem Tode nahe sey. Er machte sich sogleich auf die Reise nach seiner Vaterstadt und kam gerade in dem väterlichen Hause an, als seine Mutter mit dem Tode rang. Er stürzte an das Krankenbett, umfaßte weinend die Hand der Sterbenden; sie schlug noch einmal ihre gebrochenen Augen auf, drückte ganz schwach seine Rechte und verschied, die beste der Mütter.

Aufrichtig betrauerte Valentin den Verlust seiner redlichen Eltern. Er ließ ihnen einen einfach

schönen Grabstein setzen, und es that ihm nur wehe, daß er sie ohne Hoffnung, daß er ein wackerer Mensch werden würde, sterben ließ.

Valentin Weber, der Leichtsinnige.

Viertes und letztes Kapitel.

Valentins Eltern hinterliessen ihm und seinen Geschwistern ein ansehnliches Vermögen. Kaum war es unter die Kinder vertheilt, als Valentin schon mit dem Gedanken umgieng, sich in Pappenthal ein großes Haus zu kaufen und eine ansehnliche Handlung anzulegen.

Die Freunde seines Vaters waren mit diesem Plane nicht zufrieden; sie meynten, Valentin sollte, da er noch jung wäre, wenigstens ein Jahr sich noch in einem fremden Handlungshause aufhalten und sich mit den Geschäften eines Kaufmannes noch besser bekannt machen; dann erst sollte er sich ein — aber nur kein großes Haus kaufen, und im Kleinen für sich zu handeln anfangen. Es ist immer besser, sagten sie, daß man beym Kleinen anfängt, und zum Großen fortschreitet, als daß man beym Großen anfängt und zum Kleinen herabsteigt.

Dieser Rath war sehr gut gemeynt und vernünftig; nur war er nicht für den leichtsinnigen Valen-

tin Weber. Dieser verschmähte ihn und setzte seinen Plan durch. In einigen Wochen wohnte er zu Pappenthal in einem schönen, großen Hause und in einem Vierteljahre hatte er unter allen Pappenthälischen Kaufleuten in seinem Gewölbe die meisten Waaren.

Einmal fiel Valentin auf den Gedanken, eine sehr große Menge von gewissen Waaren an sich zu kaufen; und da er nicht so viel Geld hatte, als sie kosteten, Schulden zu machen. Alle Vernünftigen widerriethen ihm diesen Kauf und stellten ihm vor, daß diese Waaren wenig Abgang finden dürften, und er sich durch ihren Ankauf leicht ganz zu Grunde richten könnte.

Allein Valentins Leichtsinn ließ ihn auf diese Vorstellungen nicht merken. Er kaufte jene Waaren wirklich. Jedermann glaubte, er werde sich dadurch um all' sein Vermögen bringen; man dachte nicht daran, daß oft der leichtsinnigste Mensch, freylich nicht durch seine Geschicklichkeit und Vernunft, sondern durch blinden Zufall, bey all' seinem Leichtsinn, doch viel Glück haben könne. Und dieses traf bey Valentin ein.

Es brach in einem nahen Lande ein Krieg aus, der die Zufuhr von jenen Waaren, von welchen Valentin eine große Menge gekauft hatte, fast gänzlich unmöglich machte. Sie stiegen daher sehr hoch im Preise und Valentin gewann ausserordentlich viel dabey. Dieses zufällige Glück machte ihn noch unternehmender; wenn es mir jetzt so geglückt ist, dach-

te er, so wird es mir auch ein andermal glücken; er that daher so manchen gewagten Kauf, wobey alle Vernünftigen die Köpfe schüttelten. Allein er lächelte darüber und sprach: Als ich neulich jene Waaren kaufte: so schüttelte man dazu auch die Köpfe und hielt mich für verloren, und doch hab' ich mich dabey wohl befunden.

Das war ein zufälliges Glück, antworteten die Freunde seines Vaters es kommt vielleicht nie wieder; der vernünftige Mann baut nicht auf den Zufall, weil er nicht in seiner Gewalt steht, sondern handelt nach der Stimme des Verstandes und reifer Ueberlegung.

Doch dafür hatte Valentin Weber keinen Sinn. Er handelte in die Welt hinein, und machte dabey großen Aufwand. In seinem Keller fand man die besten Weine; in seinem Hause die schönsten Stuben, nett ausgemahlt und tapeziert; auf seine Tafel kamen kostbare Gerichte und fast alle Tage war bey ihm Gesellschaft. Da er viele lustige Einfälle hatte, so sah man ihn gern in Gesellschaft und verzieh es ihm, wenn er auch zuweilen diesen und jenen durch seine unüberlegten Späße beleidigte.

Was fehlte nun Valentinen? — Er hatte ein schönes, großes Haus, viele Waaren, viel Geld, einige Gärten mit allerliebsten chinesischen Lusthäusern, er konnte herrlich und in Freuden leben und war in Gesellschaften wohl gelitten; was konnte er sich mehr wünschen? Viele rechtschaffene und sehr verständige Einwohner von Pappenthal hatten es

nicht zur Hälfte so gut als Valentin bey all' seinem Leichtsinne.

Was denkst du dazu, lieber Leser, liebe Leserin! —

Ich denke, wirst du vielleicht sagen, daß auch derjenige oft viel äußerliches Glück haben kann, der es nicht verdient, und daß manchem das Glück nicht wohl will, der es doch durch seine Rechtschaffenheit verdiente. —

Das glaube ich auch, lieben Leser! aber fragt doch euer Herz, ob man einen Menschen, wie Valentin, um sein Glück beneiden kann? ob der Mensch nicht nach etwas höherem streben soll, als nach äussern Glücksgütern? und ob es nicht thöricht wäre, nach diesen Glücksgütern den Werth eines Menschen zu beurtheilen? Welchen Menschen habt ihr mehr lieb, den Leichtsinnigen, dem es nach Wunsch und Willen geht, oder den verständigen und braven Mann, der in mittelmäßigen Vermögensumständen oder gar in Dürftigkeit lebt? —

Besaß gleich Valentin Vieles, so fehlte ihm doch etwas, was mehr werth ist als die Reichthümer der ganzen Welt, die uns tausenderley Unfälle rauben können. Wißt ihr wohl, was ihm fehlt? — Es fehlte ihm Verstand, Ueberlegung und die Achtung und Liebe vernünftiger und gutgesinnter Menschen. Zwar haßten ihn diese nicht, weil der Rechtschaffene immer das Schlechte, nie aber den Menschen haßt; allein sie konnten ihn auch, seines Leichtsinnes wegen nicht schätzen und lieben. Wenn das

lange

lange so fortgeht, sagten sie, so wird Valentin Weber ein verächtlicher Mensch, und mit seinen Reichthümern kann es wohl auch einmal alle werden. Sie gaben ihm zuweilen freundschaftliche Erinnerungen; da er aber nicht drauf achtete, sich wohl gar dadurch beleidigt glaubte, so ließen sie ihn gehen; denn der redliche Mensch sucht wohl das Gute aus allen Kräften zu befördern, zwingt aber Niemanden dazu.

Mehrere Jahre verflossen, und Valentin befand sich in dem besten Wohlstande. Aber nun verließ ihn das Glück auf einmal. Er that wieder einen großen Kauf von den nämlichen Waaren, bey denen er vor einigen Jahren so viel gewonnen hatte. Er steckte in diese Waaren nicht nur das Geld, was er vorräthig hatte, sondern er borgte auch ungeheure Summen.

Vergebens stellten ihm einige vernünftige Männer vor, daß der Krieg sicher bald zu Ende gehen werde, und daß dann jene Waaren im Preise stark fallen müßten. Valentin antwortete: Man lasse mich nur gehen, ich weiß schon, was ich thue, frisch gewagt, ist halb gewonnen. Der Kauf ward geschlossen.

Was jene Männer prophezeyhet hatten, traf wirklich ein. Es wurde Friede, und jene Waaren, die nun ohne Hindernisse eingefahren werden durften, fielen mehr als um die Hälfte ihres vorigen Preises.

Nun wurde es Valentin übel zu Muthe. In einer Zeit von vier Monaten waren seine Reichthümer dahin; die Gläubiger wollten ihr Geld zurück haben; da Valentin aber nicht zahlen konnte, so wurden ihm seine Waaren, Gärten, sein Haus, und alles, was er hatte, weggenommen und verkauft, mit Einem Worte, Valentin spielte Bankerott. Er tobte, jammerte, verwünschte seinen Leichtsinn, und lief verzweiflungsvoll auf dem Felde und in Wäldern herum; aber das war alles zu spät, und wenn er sich alle Haare vom Kopfe ausgerupft hätte, was würde ihm dieses nun geholfen haben?

Das beste, was er thun konnte, war, daß er hübsch auf Mittel dachte, sich wieder empor zu helfen, daß er verständige Leute um Rath befragte, und ihren Rath befolgte.

Aber gerade das that Valentin nicht. Einige Freunde seines Vaters hätten ihn gewiß unterstützt, und durch Nachdenken und mehr Ueberlegung wäre er im Stande gewesen, sich wieder einiges Vermögen zu erwerben. Allein, war er vorher leichtsinnig, so war er es jetzt noch mehr. Er faßte einen ganz unüberlegten Entschluß, und kaum hatte er ihn gefaßt, so führte er ihn auch schon aus.

Valentin verschwand auf einmal aus Pappenthal; Niemand wußte, wohin? In einigen Wochen erst erhielt einer seiner Freunde folgenden kurzen Brief von ihm:

Bremen, den 3ten März
17 — —

Lieber Freund!

Ich bin auf dem Wege nach Hamburg. Dort setze ich mich auf ein Schiff, und fahre in die neue Welt; die alte will mir nicht mehr gefallen. In Nordamerika will ich mein Heil versuchen; ich muß gestehen, daß ich mir daselbst den Himmel träume. Vielleicht kehre ich einmal, wohlbeladen mit Dollars *), mit Gold und Silber und Edelgesteinen zurück. Dann, Freund! dann wollen wir wieder miteinander die Freuden der Welt genießen! Grüssen Sie alle meine Freunde, nur die ernsten, mürrischen Gesichter nicht, die mir immer ihre Weisheit vorpredigten.

Ihr

wandernder Freund
Valentin Weber.

Valentin hatte von seinem ganzen Vermögen ein Paar hundert Thaler übrig behalten; damit dachte er sich in Amerika Haus und Acker zu kaufen, und zu wirthschaften. Er hatte gehört, in Amerika wären die Ländereyen sehr wohlfeil; aber darauf rechnete er nicht, daß man daselbst oft keine Tagelöhner bekommen könne, und wenn man sie bekommt, dieselben sehr theuer bezahlen müsse.

*) Dollar, eine in Amerika gangbare Münze, welche etwas mehr gilt, als bey uns ein Speciesthaler.

Valentin war glücklich in Hamburg angekommen. Allein, er fand nicht gleich ein Schiff, welches nach Amerika gieng. Er mußte sich daher ziemlich lange in Hamburg aufhalten, und da es hier etwas theuer zu leben ist, und Valentin an gutes Essen und Trinken gewöhnt war, so wurde seine Casse stark angegriffen.

Auch lebte er leichtsinnig in die Welt hinein, besuchte die umliegenden Städte und Dörfer, z. B. Altona und Wandsbeck, wo der liebe Claudius wohnt, der das bekannte Kartoffel-Lied: Pasteten hin! Pasteten her! gemacht hat; und verschwendete überall viel Geld, so daß seine ganze Baarschaft bald alle war.

Nun wäre es das Beste gewesen, nach Hause zu kehren, und Amerika Amerika seyn zu lassen. Hätte Valentin irgend einen verständigen Mann in Hamburg besucht, und ihn um Rath gefragt, so würde ihn dieser gewiß vor seiner Reise nach der neuen Welt gewarnt haben. Aber das that Valentin nicht.

Endlich fand Valentin Weber eine Gelegenheit nach Amerika. Mit Freuden gieng er auf das Schiff, welches dahin fuhr. Er ließ sich bey dem Schiffskapitain melden, und als er vor ihm erschien, bat er ihn, er möchte ihn doch nach Amerika mitnehmen.

Haben Sie viel Geld? fragte der finstre Kapitain.

Das könnt' ich nicht sagen, antwortete Valentin.

Und wollen doch nach Amerika? versetzte sehr heftig der Kapitain. Unter zwey bis dreyhundert Thaler können Sie die Reise nicht machen.

Valentin machte große Augen, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte.

Nach einer Pause redete ihn der Kapitain etwas freundlicher an. Wenn Sie, sagte er, wollen, so nehme ich Sie auf meine Kosten mit. Dafür müssen Sie aber auf dem Schiffe arbeiten, und wenn Sie nach Amerika kommen, da findet sich wohl irgend jemand, der Ihnen einiges Geld vorschießt, das Sie mir dann noch zu zahlen haben.

Valentin bedachte sich nicht lange; er versprach alles, was der Kapitain verlangte.

Das Schiff fuhr ab; Valentin jubelte. Aber da es ans Arbeiten kam, vergieng ihm das Jubeln. Doch tröstete er sich damit, daß er nicht immer die schweren Arbeiten, die man ihm übertrug, verrichten dürfte. Sind wir nur einmal in Amerika, dachte er bey sich, so haben meine Plackereyen alle ein Ende, und ich bin wieder mein eigener Herr.

In einigen Monaten landete das Schiff glücklich bey Philadelphia, der Hauptstadt von Nord-Amerika. Wie froh war Valentin! Nun ist mein Elend zu Ende! sagte er leise. Aber, wie erschrack er, als der Kapitain ihn vor sich rufen ließ, und ihm sagte: er hätte 120 Thaler zu bezahlen. Ha-

ben Sie in Philadelphia einen guten Freund, sprach er, der Ihnen diese Summe vorschießen kann?

Ich habe keinen einzigen Bekannten hier, antwortete der bestürzte Valentin; ich will nicht hoffen, Herr Kapitain —

Das hilft nichts, versetzte heftig der Kapitain; ich bekäme 300 baare Thaler von Ihnen; da Sie aber auf meinem Schiffe mit arbeiten halfen, so verlange ich blos 120; und die muß ich heute noch haben; da hilft nichts.

Valentin flehte den Kapitain um Erlassung dieser Zahlung; aber der Kapitain lachte ihm ins Gesicht, und rief: Glauben Sie denn, daß ich 120 Thaler, mir nichts, dir nichts, hinwerfen kann? Kurz, mein lieber Mann! ich lasse mir von irgend jemanden 120 Thaler auf Ihre Rechnung auszahlen, und Sie dienen dieses Geld ab.

In diesem Augenblicke trat ein reicher Amerikaner in die Kajüte des Kapitains. Er fragte, ob er ihm einige Leute zukommen lassen könnte?

Da ist gleich Einer, antwortete der Kapitain, indem er auf Valentin zeigte. Ich habe 120 Thaler von ihm zu fordern, wenn Sie ihn dafür brauchen können — —

Schon gut, versetzte der Amerikaner; ich glaube, daß er mir 3 Jahre treu und redlich für das ausgelegte Geld dienen werde. Hierauf zog er einen Beutel aus der Tasche, und zahlte dem Kapitain die verlangte Summe.

So sehr sich auch Valentin sträubte, mit dem Amerikaner mitzugehen, so half doch alles nichts; es mußte geschehen. Der Amerikaner war nun sein Herr und Valentin sein Knecht. Als er in dem Hause seines Herrn angekommen war, wurden ihm gleich viele Arbeiten angewiesen, so, daß ihm davor angst und bange wurde.

In Amerika herrscht noch die abscheuliche Sitte, daß man Menschen verkauft und sie dann nicht anders behandelt als wie Thiere.

Zu Tausenden bringt man die armen Schwarzen aus Afrika hierher zu Markte, und bietet sie feil, wie bey uns die Pferde oder Ochsen. Wenn der Käufer für einen Neger funfzig bis hundert Thaler zahlt, so ist dieser für immer sein Sklave, und der Herr kann mit ihm machen, was er will. Wenn jener nicht so menschenfreundlich ist und ihm nach einigen Jahren die Freyheit schenkt, die man einem Menschen niemals rauben sollte, so muß der Sklave bis er stirbt, Sklave seyn und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Dabey muß er sich noch eine harte Behandlung gefallen lassen, und mit schlechter Kost vorlieb nehmen. Die Armen würden noch schlechter behandelt werden, wenn nicht ihre Herren befürchten müßten, dadurch ihren Tod zu beschleunigen, und dann hätten sie den größten Schaden. Je länger ein Sklave lebt, desto mehr Nutzen zieht ja sein Herr von ihm.

Viel schlimmer als diese Negersklaven sind diejenigen Europäer daran, die nach Amerika fahren,

dem Schiffskapitain dafür, daß er sie mitnahm, nichts zahlen können, und daher von ihm auf einige Jahre als Knechte reichen Amerikanern überliefert werden, um das Geld abzudienen, das für sie ausgelegt wurde.

Diese Armen, unter welchen sich mancher brave Deutsche befindet, müssen vieles ausstehen. Da ihre Herren nur einige Jahre hindurch Dienste von ihnen fordern können: so suchen sie sie in dieser Zeit recht zu benutzen und überhäufen sie daher mit den gefährlichsten und schwersten Arbeiten, unter welchen sie oft erliegen müssen.

In dieser Lage befand sich auch Valentin. Er hatte das Unglück, der Knecht eines gefühllosen, grausamen Herrn zu werden, der ihn nicht besser als einen Hund behandelte, und ihm so viele und so beschwerliche Verrichtungen anwies, daß Valentin ganz niedergeschlagen und bald so krank wurde, daß man an seiner Wiedergenesung zweifelte.

Nun ging er in sich, bereuete seinen Leichtsinn, und wünschte, er möchte nie auf den unüberlegten Gedanken gekommen seyn, das freundliche Europa und besonders sein liebes, ehrliches Vaterland zu verlassen und nach der neuen Welt zu segeln, wo er nicht den Himmel fand, den er sich dort träumte, sondern so viel und noch mehr Creutz und Ungemach als in Deutschland.

Valentin wurde wieder gesund, und unter den schmerzhaftesten Widerwärtigkeiten vergingen ihm die drey Jahre der Knechtschaft. Der Tag seiner

Erlösung näherte sich und als er da war, als Valentin wieder frey wurde, fiel er hin auf seine Kniee, sah sprachlos gen Himmel und ein Strom von Freudenthränen floß ihm die Wangen herab.

Aber was sollte er nun anfangen? So ganz verlassen von aller Welt, entfernt von allen, die ihm helfen konnten und wollten, in einem Lande, wo ihm alles fremd war, und wo ihm nichts als Mühe, Arbeit, Sorgen und Elend bevorstand; was sollte er nun hier anfangen?

Dieser Gedanke lag ihm schwer auf der Seele. Unter freyem Himmel ergoß sein Herz sich in die bittersten Klagen. Er setzte sich unter einen Baum, sah traurig vor sich hin, und mit gen Himmel gefalteten Händen sprach er die Worte: „Mein Leichtsinn hat mich recht unglücklich gemacht; er hat mich nicht nur in die größte Noth gestürzt, sondern auch meinem Herzen das Bewußtseyn, unschuldig zu leiden; diesen süßen Trost, im Elende, geraubt! O wie glücklich wäre ich bey allem meinem Unglücke, wenn ich mir nur das Zeugniß geben könnte, daß ich es nicht verschuldet habe! O Gott! — o ihr, meine Aeltern, die ihr vielleicht aus einer bessern Welt auf euern leichtsinnigen Sohn herabseht! — o! vergebt ihm, der Tag seiner Besserung nähert sich! o Freunde! o Deutschland, geliebtes Deutschland! werde ich je wieder deinen Boden betreten? werde ich je wieder in den Fluren herumwandeln, wo mir die schönen Jahre der Kindheit so sanft und

schnell hingleiteten, wie ein rieselnder Bach durch beblümte Wiesen! Vaterland! süßes Vaterland! —

Die heftigsten Empfindungen bemächtigten sich der Seele Valentins; sein Körper wurde stark angegriffen, seine Kräfte verließen ihn, und er schlummerte ein. Ein lieblicher Traum gaukelte vor seiner Seele. Es träumte ihm, als wäre er in dem schönen Garten, der an dem Hause seines seligen Vaters lag. Seine Aeltern lebten noch, (so kam es ihm vor) und waren ihm mit zärtlicher Liebe zugethan. Er feyerte seinen Geburtstag; Vater und Mutter, Geschwister und Freunde bekränzten ihn mit Blumen, schloßen ihn in ihre Arme, und versicherten ihn ihrer Liebe, ihrer Freundschaft. Artige Geschenke wurden ihm dargebracht; in dem Garten schlug man ein Zelt auf, und hielt darunter ein herrliches Gastmahl. Nach dem Gastmahle wurde ein Tanz veranstaltet. Valentin empfand das größte Vergnügen. Ein treuer, geliebter Freund, den er schon mehrere Jahre nicht gesehen hatte, trat in den Tanzsaal und stürzte ihm an die Brust. Beyde weinten die schönsten Freudenthränen. Valentin befand sich in einem Zustande der reinsten Seligkeit.

Ach! daß dies alles nur ein Traum, daß es nicht Wirklichkeit war! Das geträumte Glück machte so starken Eindruck auf die Seele des Schlafenden, daß er darüber erwachte. Eine betäubende Angst überfiel ihn, als er nun sah, daß alles, was ihn eben so sehr ergötzt hatte, nichts anderes als eine Vorspiegelung seiner Einbildungskraft gewesen sey.

Doch wie betroffen war Valentin, da er um sich blickte, und jezt hinter sich, einen Mann von seinen Jahren sah. Dieser hatte seinen Hut tief ins Gesicht gedrückt und redete Valentinen an.

Der Unbekannte.

Sie sind ein Deutscher, mein Herr!

Valentin.

Das bin ich; und ich bin stolz darauf, daß ich es bin.

Der Unbekannte.

Ich will nicht sagen: Sie haben Unrecht. Der Deutsche ist fleißig, verständig und ehrlich. Das Lob giebt man ihm überall. (Valentin seufzte.) Ich irre mich, oder Sie sind ein Sachse?

Valentin.

Das bin ich, mein Herr! Doch wozu diese Fragen? Sind Sie ein Engel von Gott geschickt, um mir in meiner Noth beyzustehen?

Der Unbekannte.

In Ihrer Noth? Sie sind also unglücklich. Valentin Weber —

Valentin.

(hastig auffahrend.)

O Gott! Sie nennen meinen Namen! Wer sind Sie? o sagen Sie! entdecken Sie sich! reissen Sie mich aus einer Ungewißheit! —

Der Unbekannte nahm seinen Hut ab. Erkennen Sie mich? fragte er darauf.

Valentin sah ihn einige Augenblicke an. Himmel! rief er und fiel ihm in die offenen Arme. Himmel! Ferdinand Leise! mein ehemahliger Schulfreund!

Das bin ich, versetzte der Unbekannte und beyde freuten sich über ihr unverhofftes Zusammentreffen in der neuen Welt.

Ferdinand Leise, von dem im ersten Kapitel dieser Erzählung manches gesagt wurde, erzählte Valentinen, daß er in Handelsgeschäften eine Reise nach Amerika unternommen habe, daß er noch einige Wochen in Philadelphia verweilen und dann nach Deutschland zurückkehren wolle. Er that Valentinen den Vorschlag mit nach Europa zu gehen, bey ihm zu wohnen und ihm bey seinen vielen kaufmännischen Geschäften behülflich zu seyn. Mit Freuden nahm Valentin diesen Vorschlag an.

Valentin reißte mit dem Ferdinand Leise ab und beyde kamen wohlbehalten in Deutschland an.

Valentin wurde nun ein ganz andrer Mann; gesetzter, nachdenkender, und vernünftiger. Dieß verbreitete in seinem Innern eine große Heiterkeit und die Welt schien ihm jetzt noch einmal so schön. Es ist mir nicht leid, sagte er oft, daß mich so mancherley Unglück betroffen hat; ich bin dadurch auf mich aufmerksam gemacht und gebessert worden. Ich kann es mir nicht erklären, wie ich mich so lange dem Leichtsinne überlassen konnte. Wie ganz anders

denke ich jetzt! Nichts auf der ganzen Welt hat einen höheren Werth, als Rechtschaffenheit und ein vernünftiger Lebenswandel, und keine Freude ist grösser, als die, die man empfindet, wenn man sich selbst achten kann. O könnte ich dieß allen Leichtsinnigen tief in die Seele rufen!

Einige Monate verweilte Valentin bey dem braven Ferdinand Leise. Nach Verlauf dieser Zeit wollte er eine Reise nach seiner Vaterstadt antreten, wo noch ein Paar Geschwister von ihm lebten. Allein, gerade als er Anstalten zu dieser Reise machte, überfiel ihn eine gefährliche Krankheit.

Es wurde nichts unversucht gelassen, um ihn beym Leben zu erhalten, das erst seit kurzem einen neuen, schönen Reiz für ihn gewonnen hatte. Doch alles blieb vergebens.

Die Stunde seines Todes schlug. Er winkte um Mitternacht seinem Freunde Ferdinand, der bey ihm wachte; sagte mit leiser, gebrochener Stimme die Worte: Lieber Freund! wie freue ich mich, daß ich noch vor meinem Ende ein besserer Mensch geworden bin; Ihnen, theurer Freund! — Doch jetzt verließ ihn die Sprache, Todesschweiß lag auf seiner Stirne, die Augen schlossen sich und Valentin entschlief. —

Der schlechtgesinnte Knabe.

Wolfgang hatte einen guten Kopf; aber nur wenige Menschen waren ihm gewogen; denn ihm fehlte ein gutes Herz, das Beste am Menschen.

O mein Sohn! jammerte oft seine Mutter, eine vortrefliche Frau, meine ganze Hoffnung war auf dich und auf deinen Bruder Heinrich gerichtet. Wie blutet mir mein Herz, daß du die Hofnungen deiner Eltern so sehr vereitelst. Du hast ein schlechtes Herz. Wärst du doch so gut wie Heinrich; mit Freuden würd' ich dann an meine Brust dich drücken und dem Himmel danken, daß er mir in dir einen guten Sohn gegeben hat.

Wolfgang sah die Mutter nicht an, wann sie so sprach; denn er hatte ein böses Gewissen. Oft stürzten wohl aus seinem Auge bittre Thränen und die Mutter weinte mit und dachte, noch ist sein Herz nicht ganz verdorben, er schämt sich noch, vergießt noch Thränen, vielleicht sind diese die Vorboten seiner Besserung. Komm' an mein Mutterherz, mein Sohn! sprach sie dann oft gerührt, komm', und versprich an diesem Herzen, das dich liebt, dich künftig besser aufzuführen.

Da lag oft Wolfgang an der Mutter Brust und schwamm in Thränen, und stammelte ein neues Versprechen der Besserung. Und ausgesöhnt mit ihm war dann von neuem das mütterliche Herz.

Doch, o der bösen Gewohnheit! es währte nicht lange, so verschwand das gethane Gelübde wieder aus der Seele des Sohnes, und er begieng die alten Fehler von neuem.

Wolfgang hatte wenig Gefühl und darum machte das Unrecht, welches er Andern gerne anthat, keinen Eindruck auf ihn. Kam er in die Gesellschaft von Knaben, die kleiner und schwächer waren als er, so gab es gleich Zank und Streit. Er neckte einen nach dem andern und wenn ihm gleich alle zuriefen: Ei! Wolfgang! Du hast Unrecht; so rührte ihn das wenig; er überschrie alle und versicherte, er hätte doch recht, oder er war ganz still und lächelte spöttisch vor sich hin, wenn er sah, daß er die Andern dadurch noch besser kränken konnte.

Mit Widerwillen sahen ihn daher viele Knaben an und sagten oft zu ihm: Hör' Wolfgang! laß uns lieber in Ruhe und geh' aus unsrer Mitte; denn du bist beißig wie ein Wolf. Du bist gegen Thiere und Menschen feindselig gesinnt! weißt du noch, vorgestern als wir im Walde herumgiengen, da schossest du mehrmals nach deines Vaters Hund, den er so gerne hat; und freutest dich, als du ihn endlich trafest, und der arme Pudel vor Schmerzen quikte? Das ist so ganz Wolfgangisch! —

So ungerecht und übermüthig Wolfgang sich gegen kleinere und schwächere Knaben betrug: so kleinlaut und feigherzig war er in der Gesellschaft seiner Kameraden, die größer und stärker waren als er. Wenn diese auch noch so abgeschmackte Streiche spielten, noch so albernen Witz machten, so traute sich doch Wolfgang nicht ein einziges Wörtchen dagegen zu sagen; sondern schenkte allem, was sie thaten, lächelnden Beyfall. Doch auch hier gieng es nicht immer ohne Zank und Streit ab. Zuweilen knurrte er einen oder den andern an und nahm dann die Flucht; und wenn er so weit geloffen war, daß man ihn nicht mehr einhohlen konnte: so fieng er erst recht an, seinem losen Maule freyen Lauf zu lassen. Aber einige male erwischte man ihn doch und zauste ihn ein wenig herum, daß er ein gar erbärmliches Gesicht dazu machte.

Wolfgang sah recht gut, daß man ihn nirgends recht leiden könne; daher getraute er sich nicht, seine Kameraden um etwas zu bitten, das sie hatten, und welches ihm nöthig war.

Was that er daher? Er nahm manche Sachen, die ihm nicht gehörten, ohne es vorher dem Besitzer dieser Sachen zu sagen. Hatte er sie nicht mehr nöthig, so war er oft zu faul, oft aber auch zu feige, sie wieder hinzutragen, woher er sie genommen hatte; und so blieben sie zuweilen mehrere Wochen, ja mehrere Monate bey ihm.

Wäre er ein rechtschaffener, braver Knabe gewesen, so würde er zu dem Besitzer der Sachen hin-

gegan-

gegangen seyn und gesagt haben: Lieber Freund! vergib mir, ich habe diese Sachen ohne dein Vorwissen genommen; sie sind etwas länger bey mir geblieben; das soll nie wieder geschehen.

Aber so viel Herz hatte Wolfgang nicht; er gab fremdes Eigenthum nicht wieder. Allein es traf sich fast immer, daß man dasselbe bey ihm bemerkte und ihn zur Rede stellte, woher er dieß und jenes bekommen habe? und da war Wolfgang niederträchtig genug, sich durch eine Unwahrheit aus der Verlegenheit zu helfen. Ich habe sie, sagte er dann gewöhnlich, da und da gefunden, sie mit auf meine Stube genommen und nachher ganz vergessen.

Aber einige seiner Kameraden merkten wohl, wo der Wolf begraben liege und nannten ihn einen Dieb. Als dieses Wolfgangen zu Ohren kam, fieng er an, auf seine Kameraden zu schimpfen und wollte ganz für unschuldig angesehen werden.

Denn das war auch ein Hauptfehler bey Wolfgangen, daß er alle Fehler abstritt, die er wirklich begieng, und auf jeden bitterböse wurde, der sie ihm vorhielt. Dieß mußte selbst zuweilen sein rechtschaffener Lehrer erfahren, dem es recht sehr daran gelegen war, aus Wolfgangen einen wackern Mann zu machen, und der daher zu den Fehltritten desselben unmöglich stille schweigen konnte. Aber Wolfgang, der ihm für seine Verweise und Ermahnungen hätte danken sollen, nahm sie gar übel auf, widersprach dem Lehrer unbescheiden, und weinte oft vor Bosheit, als wäre ihm das größte Unrecht zugefügt wor-

den! Das schmerzte seinen braven Lehrer sehr, und gern würde er einen so schlechtgesinnten Zögling verlassen haben, hätten ihn nicht die Eltern Wolfgangs und sein Bruder Heinrich zurückgehalten.

Wolfgang war auch ein abgeschmackter Knabe. Er sah gar nicht auf das Aeußere; seine Kleider waren oft schmutzig; nicht gehörig angezogen; sein Haar nicht durchgekämmt; und sein Gang so schleppend, daß man ihn allgemein den hölzernen Peter hieß. Dabey hatte er die unsaubre Sitte, bey Tische oft mit den Händen auf dem Kopfe herumzukratzen und dann damit das Brod anzufassen oder das Gemüse mit den Schmutzfingern auf die Gabel zu schieben; wenn ihm der Teller gereicht wurde, so lange herumzuwühlen, bis er das beste Stückchen Fleisch oder Brod erhascht hatte, und wenn er nießte, oder sich schneutzte, so drehte er sich nicht mit dem Gesichte um, wie anständige Leute zu thun pflegen, sondern nießte oder schneutzte sich vor sich hin, daß es eckelhaft war, ihn anzusehen.

Ueberhaupt war es unangenehm, mit dem abgeschmackten Wolfgang an einer Tafel zu speisen. Er knurrte dabey beständig wie ein alter Hund und sprach selten ein freundliches Wort. Redete er, so geschah dieß in einem murrenden, zänkischen und beleidigenden Tone, so daß man es lieber sehen mußte, wenn er ganz schwieg. Jedes Wort, das sein Bruder zu ihm sprach, war ihm anstößig, er nahm es übel auf, und fieng gewöhnlich darüber einen Streit an. Ei-

nige male trieb er es so arg, daß ihn sein Vater aus der Stube schicken und ihm das Essen abziehen mußte.

Selten sah man bey Wolfgangen ein freundliches Gesicht. Immer blickte er mürrisch vor sich hin und fragte man ihn was, so antwortete er nicht in einem sanften, bescheidenen, sondern in einem rauhen, empfindlichen, oft spöttischen Tone. Ueberhaupt glich sein Sprechen mehr einem Bellen und sein Vater nannte ihn deshalb zuweilen einen alten Brummbaß.

Am meisten mußte Heinrich, Wolfgangs kleinerer Bruder, von ihm leiden. Heinrich hatte sich durch seine Artigkeit, Bescheidenheit und überhaupt durch sein gutes Betragen, die Liebe der Eltern, seines Lehrers, und Aller, die ihn kannten, erworben. Wolfgang blickte ihn daher mit einem geheimen Neid an, und kränkte ihn, wo er nur konnte. Immer sprach er in einem befehlerischen Tone zu ihm, spottete ihn oft aus, verdarb ihm seine Sachen und wann Heinrich ihn um etwas bat, so gab er es ihm entweder gar nicht, oder doch höchst ungerne.

Heinrich ließ sich vieles gefallen, denn seine Seele war sanft und er liebte Wolfgangen von ganzem Herzen. Aber je nachgiebiger Heinrich war, desto unbescheidner, aufgeblasener und ungerechter wurde sein Bruder.

Wann Heinrich eine Arbeit machte und etwas nicht wußte, kam er oft zu Wolfgangen und bat ihn liebreich, er möchte doch so gut seyn und es ihm sagen. Aber Wolfgang trieb dann seinen

Spott und sagte: J! das mußt du lange besser wissen als ich, warum hätte man denn dich Goldsöhnchen lieber als mich! oder Wolfgang stellte sich so, als hätte er viel zu thun und sprach dann: laß mich jetzt in Ruhe, ich habe was Nöthigeres zu thun als deine Fragen zu beantworten. Wollte er etwas von Heinrichen haben und dieser gab es ihm nicht schnell genug, so murrte er etwas vor sich hin und klagte über die Ungefälligkeit seines Bruders.

Dieß that Heinrichen weh, er nahm schnell die Sache, welche sein ungerechter Bruder von ihm, nicht gebeten, sondern gefordert hatte, und sagte in einem sanften Tone: Nimm hin, Wolfgang! ich geb' es dir ja gerne. Aber Wolfgang nahm es gewöhnlich nicht an, oder that dieses nur nach langem Bitten und machte dabey ein so finstres, zürnendes Gesicht, daß man hätte meynen sollen, es wäre ihm ein großes Unrecht widerfahren. Nahm Heinrich einmal sein Federmesser oder sonst eine von seinen andern Sachen, ohne daß er ihn vorher darum gebeten hatte, so fuhr ihn Wolfgang wie ein wüthender Leopard an; er hingegen nahm nicht nur alles, was Heinrichen gehörte ohne dessen Vorwissen, sondern verdarb es auch oft, brach z. B. die Spitze von seinem Federmesser ab, zerkritzelte seinen Schleifstein, mahlte ihm in seine Schreibbücher allerley Fratzen u. s. w. Und wenn Heinrich etwas dagegen sagte, so fieng der schlechtgesinnte Wolfgang einen Lärmen an, daß es schien, als habe ihn Heinrich auf das gröbste beleidigt.

Allem, was Heinrich sagte, widersprach Wolfgang, auch wenn er sah, daß Heinrich offenbar recht hatte. Er verdrehte seine Worte, wollte vieles nicht verstehen, was er doch wirklich verstand, und wenn Heinrichen einmal ein unverständiges Wort entfuhr, so schlug Wolfgang ein lautes Gelächter darüber auf, verspottete seinen Bruder und sagte es Allen, was für dummes Zeug Heinrich wieder geschwätzt habe; (denn so drückte er sich gewöhnlich aus.)

Wann Wolfgang an einer Sache keinen Gefallen hatte, so rief er: Wer will was haben? Wenn nun gleich Heinrich zuerst sagte: ich! ich! lieber Wolfgang! gieb die Sache mir; so gab Wolfgang die Sache doch einem Anderen; denn seinem Bruder gönnte er fast nichts.

Es war aber natürlich, daß Wolfgangs Eltern und sein Lehrer ihn nicht so lieb hatten, als seinen Bruder Heinrich. Darüber ärgerte er sich sehr und hielt in seinem Herzen die Eltern und den Lehrer für ungerecht und partheyisch. Wie? dachte er, es ist doch ausgemacht, daß ich schon vielmehr wisse und verstehe, als Heinrich; der kann einmal noch nicht recht orthographisch schreiben und in der geographischen, französischen und Rechenstunde sitzt er in einer viel niederern Klasse als ich; auch kann ich schon lateinisch und er nicht; bald bekomme ich auch eine Lehrstunde in der Mathematik und Physik; er aber, ja, du lieber Himmel! er kann noch ein Paar Jahre warten, bis er so weit kommt! Und doch — o der

Ungerechtigkeit! o der Partheylichkeit! — und doch zieht man Heinrichen mir vor, hat ihn lieber als mich. Das ist unverzeihlich! — Doch wart' — —

So dachte der thörichte Wolfgang in seinem Sinn. Es war wohl wahr, daß Heinrich noch nicht so viel wußte und verstand als sein Bruder; aber er war ja auch noch nicht so alt wie er. Auch konnte man nicht leugnen, daß Wolfgang mehr Kopf habe als Heinrich. Aber, so wünschenswerth dieß alles auch ist, so wäre es doch Thorheit, wenn man einen Menschen bloß nach dem beurtheilen und lieben sollte, was er weiß. Das Beste an dem Menschen ist ein gutes Herz. Weiß einer noch so viel, und ist dabey ein neidischer, unredlicher, lügenhafter, beleidigender, mit einem Wort, ein schlechter Mensch, so kann man ihn unmöglich schätzen und lieben. Man flieht und verachtet ihn, und wenn er auch der größte Gelehrte von der Welt wäre.

Ihr lieben Leser und Leserinnen, denen ich allen ein liebevolles, gutes Herz wünsche, legt eure Hand aufs Herz, fraget dieses Herz und antwortet dann auf meine Fragen: An wessen Seite wünscht ihr lieber durch das Leben zu gehen, an der Seite eines Menschen, der seinen Kopf voll Kenntnisse und Gelehrsamkeit hat, dem aber dabey ein menschenfreundliches, tugendhaftes Herz mangelt? oder an der Seite eines Menschen, der nicht die Hälfte von diesen Kenntnissen, von dieser Gelehrsamkeit besitzt, dabey aber als redlicher, wahrhafter, gerechter und bescheidener Mensch treu seine Pflichten erfüllt; des=

sen Handlungen aus einem edlen Herzen fließen? Welchen von diesen Beyden würdet ihr mehr achten und lieben? und warum? Die Antwort kann so schwer nicht seyn, und alle rechtschaffenen Leser und Leserinnen stimmen in derselben gewiß überein.

Die zwey Bäume.

(Fortsetzung.)

Wie ihr, lieben Leser! gegen Wolfgangen gesinnt seyn möget, kann ich mir recht gut vorstellen. Er ist eurer Liebe, und der Liebe aller rechtschaffenen Menschen nicht werth. Doch verdammt ihn nicht, laßt die Hoffnung nicht sinken, daß aus ihm noch ein wackerer Mensch werden könne. O der Mensch hat viele Kraft, das Böse zu überwinden, wenn er nur will.

Du glaubst also wirklich, daß morgen in den Wald gegangen wird? sprach Fritz, Adolphs Mitschüler, zu Georg, seinem besten Freund.

Daran ist gar nicht zu zweifeln, antwortete Georg; das ist so gewiß, als zwey mal zwey ist vier.

Das ist scharmant! Das ist allerliebst! rief Fritz und kneipte vor lauter Freude seinen Freund in das Kinn; sprang davon und machte es jedermänniglich, dems zu wissen Noth that, feyerlich kund, daß morgen der herrlichste Tag im ganzen Jah-

re wäre und daß alle brave Jungen, die mit ihm in Eine Schule giengen, morgen wie das Wild im Walde herumsausen würden; denn es wäre gewiß morgen der Casualtag. Diese Nachricht verursachte unter dem jungen Völklein des Städtchens allgemeine Freude.

Herr Palmbaum, ein Lehrer in diesem Städtchen, worin Wolfgang lebte, machte seinen Schülern alle Jahre ein allerliebstes Fest; er gieng mit ihnen in den nahgelegenen Wald und brachte da den ganzen Tag zu. Der Tag, an welchem dieß geschah, wurde Casualtag genannt und machte den Schülern außerordentlich viel Freude. Sie freuten sich gewöhnlich schon mehrere Monate vorher darauf, und eben so lange erinnerten sie sich an ihn, wenn er verflossen war.

Was Georg zu seinem Freunde Fritz sprach, war wahr. Herr Palmbaum gieng wirklich den Tag darauf mit seinen Schülern in den Wald. Auch Wolfgang und sein Bruder Heinrich giengen mit.

Jeder von den Schülern hatte sich etwas zu essen mitgebracht. Man machte ein großes Feuer an, und nun wurde gebraten und gekocht und — ganz natürlich — auch geschmaußt. Alle waren dabey ungemein lustig; selbst Wolfgangs Gesicht war mit keiner trüben Wolke umzogen; er lachte und scherzte; und statt zu knurren, wie gewöhnlich, sprach er jezt wie sichs gehörte.

Als der Schmaus zu Ende war, beschlossen alle, ein Spiel anzufangen. Das muntre Waldvölklein

theilte sich in zwey Partheieen. Wolfgang, der zu den Größeren gehörte, schlug sich nicht zu ihnen, sondern zu den Kleinen. Man sagt, er hätte dieses darum gethan, um unter den Kleinen eine größere Rolle spielen, sie meistern und ihnen befehlen zu können, welches er unter den Größeren nicht thun durfte.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Eine Viertelstunde giengs gut; doch jetzt fieng es an ins Stocken zu gerathen. Wolfgang wollte in allen Stücken den Herrn spielen, neckte die Andern auf verschiedene Weise und fieng besonders mit seinem Bruder Heinrich einen heftigen Proceß an. Heinrich bekam viele Advocaten; denn Alle waren auf seiner Seite, vertheidigten ihn und schrieen Wolfgangen ins Gesicht: Du hast unrecht, lieber Mosje! und wenn du darüber den grauen Aerger bekommst, du hast doch unrecht!

Wolfgang zitterte am ganzen Leibe vor Zorn und fieng an zu schimpfen. Da riefen Alle: Wolfgang! wenn du dich als ein Wolf betragen willst: so marschire nur gleich fort, wir mögen mit so einem Knurrmännchen nichts zu thun haben.

Die größeren Knaben, die das Lärmen gehört hatten, kamen herbey gelaufen und da sie hörten, was vorgefallen war, zogen sie auch gegen Wolfgangen los und riefen: Pfui! schäme dich, Wolfgang! Du störst die allgemeine Freude, und beträgst dich gegen deinen Bruder, den du lieben solltest, recht schändlich. Du bist uns der wahre Bruder! fi! der Schande!

Wolfgang konnte vor Schaam und Aergerniß kein Wort sprechen. Er wollte schlechterdings nicht fortgehen; sondern immer noch mitspielen. Dieß wollten aber die Andern ein für allemal nicht zulassen. Da bekam Wolfgang die Sprache wieder, und drohte stotternd, er wolle es dem Lehrer sagen. Aber Alle lachten ihn aus und sagten: geh' nur hin und sags ihm; er kennt dich saubres Früchtchen schon, und wir alle wollen es ihm schon auch sagen, wie musterhaft und galant du dich wieder aufgeführt hast.

Jedes Wort drang Wolfgangen in die Seele; mit einem finstern, auf die Erde gehefteten Blick schlich er sich davon und legte sich in ein Gebüsch, aus welchem er dem Spiele zusehen konnte.

Es that ihm sehr weh, als er bemerken mußte, daß man sich nicht im geringsten etwas aus seinem Abtritte von dem Spiele machte; sondern sich darüber herzlich freute, und viel lustiger war, als vorher, da er noch mitspielte.

Er konnte nicht lange diesen Anblick ertragen; und gieng daher tiefer in den Wald hinein, wo er bitterlich zu weinen anfieng. Er fühlte die Schmach, die ihm seine Kameraden angethan hatten, und konnte sich nicht beruhigen, daß er allein an diesem frohen Tage, an dem die ganze Schuljugend jubelte, an der allgemeinen Freude keinen Antheil nehmen durfte.

Die unangenehmsten Empfindungen durchwühlten Wolfgangs Herz; er riß seine Weste auf und warf sich an den Rand eines Waldteiches hin. Der Boden war feucht und Wolfgang erkältete sich sehr. Es

wurde ihm übel und er konnte kaum den Abend erwarten, wo Herr Palmbaum mit seinen Schülern nach Hause zurückkehrte.

Als Wolfgang nach Hause kam, erbrach er sich und mußte sich zu Bette legen. Den Tag darauf war er sehr schwach. Man rief einen Arzt herbey und dieser verschrieb dem Patienten einige Arzeneyen.

Die Krankheit wuchs mit jedem Tage und wurde endlich so schlimm, daß selbst der Doctor an Wolfgangs Wiedergenesung zweifelte. Die Eltern des Kranken waren fast immer bey ihm, und Heinrich wich nur selten von seinem Bette. Alles was man ihm an den Augen ansah, that man ihm zu Gefallen. Besonders bestrebte sich Heinrich, seinen Bruder zu überzeugen, wie lieb er ihn habe. Er wachte fast jede Nacht, wenigstens einige Stunden, bey ihm; er wollte nicht mit seinen Eltern speisen, sondern blieb bey dem kranken Bruder und ließ sich das Essen in die Kammer bringen, wo dieser lag; er machte ihm die Arzeneyen zurechte und gab sie ihm ein; wenn Wolfgang etwas wünschte, so war Heinrich gleich bereit, seine Wünsche so schnell als möglich zu erfüllen; und als sich die Krankheit desselben vergrößerte und gefährlich zu werden anfieng; rang er die Hände, jammerte und vergoß häufig Thränen brüderlicher Zärtlichkeit und Liebe.

Wolfgang sah dieß Alles. Sein Herz wurde gerührt; sein Auge naß und er erkannte nun, wie gut seine Eltern, wie zärtlich sein Bruder gegen ihn gesinnt seyen. Um so mehr schmerzte es ihn, daß

er in seinen gesunden Tagen, dieß nicht erkannt und sich oft gegen sie vergangen hatte. Die aufrichtigste Reue nagte an seinem Herzen und der Gedanke: wie wenn du nun stürbest, wenn du getrennt würdest von so redlichen, so vortreflichen Eltern, von einem so liebevollem Bruder, ohne ihnen Beweise von deiner Gegenliebe und Dankbarkeit gegeben und ohne dich überhaupt gebessert zu haben; dieser Gedanke war für ihn fürchterlich.

An einem Tage, da die Eltern und Heinrich vor Wolfgangs Krankenbette beysammen waren; richtete sich dieser von seinem Lager auf. Er war gerührt. Helle Zähren glänzten in seinem Auge und er fieng an mit schwacher Stimme zu sprechen: Bester Vater, beste Mutter und du, mein liebster Bruder! ihr habt immer viel an mir gethan, und ich habe euch dafür gewöhnlich mit Undank belohnt. Es reut mich sehr! — O vergebt mir; damit, wenn ich sterbe, ich versöhnt mit euch sterben kann. Tausend Dank für Alles, Alles Gute, das ihr mir erwiesen habt! — Ach nur vergebt mir, Eltern! nur vergib mir Bruder! —

Ein heißer Strom von Thränen ließ ihn nicht weiter sprechen.

Die Eltern und Heinrich waren sehr bewegt und weinten laut. Wir vergeben dir! riefen sie; doch, indem sie so riefen, sank Wolfgang nieder. Der ganze Auftritt hatte ihn zu stark angegriffen und er fiel in eine gefährliche Ohnmacht.

Er erhohlte sich allmählich; doch war er sehr schwach und konnte nicht sprechen. Um Mitternacht wurde es noch schlimmer mit ihm. Todtenblaß lag er da, mit geschlossenen Augen und röchelte. Die Lampe verbreitete in der Kammer einen düstern Schein. Es herrschte eine feyerliche Stille. Betrübt und stumm standen die Eltern, Heinrich und einige gute Freunde um das Bett des Kranken, jedes starr vor sich hinsehend. Er röchelte immer stärker; auf einmal schien sein Leben zu stocken.

Er wird bald nicht mehr seyn, sagte der trauernde Vater.

O Gott! rief die niedergeschlagene Mutter.

Gott! Gott! rief auch Heinrich, fiel auf seine Kniee, faltete die Hände gen Himmel und betete: Gott! erhalte meinen Bruder beym Leben!

Der Kranke schlug etwas die Augen auf, gleich als wollte er einen dankenden Blick auf seinen knieenden Bruder werfen; schloß sie aber bald wieder.

Was man nicht zu hoffen sich getraute, geschah. Wolfgang erhohlte sich; und nach zwey Monaten war er wieder so gesund, daß er von dem Doctor die Erlaubniß erhielt, an dem ersten schönen und warmen Tage in den Garten, der nicht weit vom Hause seiner Eltern lag, gehen zu dürfen. O wie freute er sich darüber, daß er nun noch länger leben sollte. Nun kann ich, dachte er bey sich, mit vielem Vergnügen, meine Eltern und meinen Bruder überzeugen, daß ich ihre Liebe gegen mich zu schätzen weiß und daß ein dankbares Herz in mir schlägt.

Der dritte Tag war sehr schön und die Sonne schien ungemein warm. Lieber Sohn, sagte der Vater zu Wolfgangen, um drey Viertel auf zwölf Uhr kannst du ein wenig in den Garten spazieren; siehe dich doch auch in deiner Laube um, die dir immer viel Vergnügen machte.

Drey Viertel auf zwölf Uhr gieng Wolfgang in den Garten. O wie froh war sein Herz, daß er wieder weit und breit um sich herumblicken, den schönen blauen Himmel ansehen und der reinen Luft genießen konnte! Sein erster Gang war in die Laube. Er wollte eben hineintreten; doch — welch ein unerwarteter Auftritt! — Seine Eltern, sein Bruder Heinrich und einige Freunde traten aus der Laube heraus, bekränzten ihn und schloßen ihn in ihre Arme, drückten ihn an die liebende Brust! Der Himmel hat dich uns wieder gegeben! sagten sie gerührt; er erhalte dich noch lange beym Leben! —

Wolfgang weinte; es weinten mit ihm alle Anwesende. O Dank euch! Dank euch! rief er und sank von neuem Allen an die Brust; mehr konnte er vor Rührung nicht sprechen.

Hierauf nahm sein Vater ihn bey der Hand, führte ihn auf den schönsten Platz des Gartens und sprach hier folgendes: Lieber Sohn! wir hofften nicht, uns jemahls wieder auf diesem Platze mit einander des reinen Himmels und des schönen Lebens zu freuen. Der Himmel hat uns dieses Glück verliehen. Du bist von einer Krankheit genesen, die dich ins Grab zu bringen drohte; du hast ein Leben

wieder erhalten, welches dir der Tod rauben wollte. Lieber Sohn! du wirst dich über dein Glück freuen, wie wir. Benutze nur das Leben gut; denn dann erst hat es für den Menschen einen Werth. Sieh', wir wollen an diesem Platze ein Bäumchen pflanzen, welches dich immer an deine Genesung erinnern soll.

Der Vater pflanzte nun ein Bäumchen hin, und Wolfgang benetzte die Wurzeln desselben mit vielen dankbaren Zähren. Er umarmte seinen Vater und sagte: Lieber Vater! ich danke dir für deine Liebe. Ich habe mich bisher gar nicht gut aufgeführt, und dich oft betrübt: aber es ist mein fester Vorsatz, von nun an besser zu werden.

Bleibe bey deinem guten Vorsatze treu, mein Sohn! sagte der Vater, und werde ein rechtschaffener Mensch; und damit du zuweilen an deinen Vorsatz erinnert werden mögest, will ich noch ein Bäumchen pflanzen; das erste soll der Baum der Genesung, und dieses hier der Baum der Besserung heissen.

Nachdem auch das zweyte Bäumchen gepflanzt war: wurde im Garten ein kleines Freundschaftsmahl eingenommen.

Noch jetzt stehen stolz in diesem Garten der Baum der Genesung und der Baum der Besserung. Unter dem letzteren liegt Wolfgang begraben. Viele Redlichen haben auf dem Hügel, unter welchem er schlummert, um ihn geweint; denn er starb als ein edler Mann.

Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Paul, Andreas, Jakob, Euphrosine und Lotte.

(Paul lebt mit seiner Schwester Lotte in dem Städtchen Krisbach, Jakob mit seiner Schwester Euphrosine in Vogelthal, und Andreas in Emmingen.)

Lotte an ihre Freundin Euphrosine.

Krisbach im December 1796.

Liebe Faule!

Schon zwey Briefe habe ich an Dich abgeschickt und noch auf keinen einzigen Antwort erhalten. Du treibst es zu arg, Euphrosine! und verdientest — bald hätt' ichs hingeschrieben. Warte nur, es wird schon eine Zeit kommen, wo Lotte auch auf sich wird warten lassen.

Doch was habe ich gesagt? — Nein, liebstes Sinnchen! nein! rachgierig ist nur der schlechte Mensch, und ich will unter die Guten gezählt werden. O wie lieb hab' ich Dich, Du gute, liebe, faule

faule Correspondentin! meine ganze Seele hängt an Dir, und wärst Du meine leibliche Schwester, inniger und aufrichtiger könnt' ich dich nicht lieben.

Ohnedem wirft mir Paul, der lose Bruder, schon lange meine zu große Liebe zu Dir vor. Du lägst mir mehr am Herzen, als er, sagt mir der Wildfang fast alle Tage; und da lächle ich immer dazu, und nicke mit dem Kopfe und gebe ihm dadurch zu verstehen, daß er wohl recht haben mag.

In der That, liebe Euphrosine! Paul ist oft von mir nicht so sehr geliebt wie Du. Aber warum treibts der Herr Bruder zuweilen so bunt? Sein Lärmen, Springen und Singen fällt mir nicht selten zur Last; ich mache ein scheeles Gesicht dazu, aber da geht erst die Comödie recht an; und ich bekomme dabey von ihm die allerliebsten Titulaturen. Bald muß ich die Mondfinsterniß, bald ein Decembergesicht und bald sogar eine langohrichte Eule heissen. Er meynt es wohl nicht böse damit, wie mancher andere seines Gleichen, aber lieber wär' mirs doch, wenn er so was unterliesse. Unterhalten kann ich mich fast gar nicht mit ihm. Er plaudert mir immer vom Kriege, von Seereisen, von Räubergeschichten und von dergleichen Dingen mehr vor, von denen ich nicht gern erzählen höre. Will ich ihm aber, etwa von meinen Kleidern, vom Stricken, Nähen und von meinen Freundinnen unterhalten, wupp! da kehrt mir der Herr Bruder den Rücken zu und bittet mich, ihn mit dergleichen Kleinigkeiten zu verschonen. Muß das mich nicht schmer=

zen? — — Ach! der lose Brausekopf! werde doch recht böse auf ihn, Euphrosine, vielleicht hilft dieß mehr als all' mein Schmälen und Zürnen? Was glaubst Du wohl, daß er eben gethan hat?

Ich schreibe Dir so ruhig; doch eh' ichs mich versehe, kommt Dir der schlaue Flachskopf auf den Zehen herbeygeschlichen, und guckt mir über die Achseln in den Brief. Ich bemerks. Unartiger Bruder! rufe ich, das ist nicht erlaubt! Doch was thut mein Paul? Er kickert mir ins Gesicht und verlangt mit Ungestüm, ihm den Brief zu zeigen. Hoho! rief ich, das ist zu viel gefordert, mon chere frere! Aber Paul läßt sich dadurch nicht abschrecken; er verlangt noch heftiger den Brief, und — denke nur, beste Euphrosine! — Der unartige, lose Junge, beschuldigt mich, ich hätte kein gutes Gewissen, sonst würde ich den Brief nicht so geheim halten. Gute Menschen, spricht er, sind offen und verheimlichen nichts.

Falsch, Herr Bruder! falsch! rief ich, rechtschaffene Menschen verheimlichen wohl sehr vieles, nemlich das Gute, das sie verrichten. Sie thun es im Stillen und unterscheiden sich dadurch von den Heuchlern, die mehr aus Ehrgeitz, Ruhmsucht und Eigennutz gut handeln, als aus der Ueberzeugung, das Gute müsse gethan werden, nicht weil es Lohn bringt, sondern weil es gut ist.

Aber das half Alles nichts; Paul bestand darauf, daß ich ihm den Brief zeigen sollte. Nun,

sagte ich etwas unwillig, weil du schlechterdings es haben willst, so nimm hin und lies.

Er nahm den Brief und las. Ach wie rümpfte er sein Näschen als er auf die Stelle kam, wo von seiner Wenigkeit die Rede ist. Er schüttelte sein hartnäckiges Köpfchen und wurde roth. Ich freute mich herzinniglich, daß der Herr Bruder sich nun im Spiegel der Wahrheit besehen konnte. Aber es ergieng mir gar schlimm darauf; denn ich mußte von ihm eine so lange Strafpredigt hören, daß ich eine halbe Kuhhaut damit beschreiben könnte, wenn ich sie Wort für Wort aufsetzen wollte. Er beschloß sie mit der Bitte, ich möchte Dir melden, daß er Dir, ob Du gleich ein Mädchen seyst, dennoch sehr gut sey, ja daß er Dich weit, weit mehr liebe als mich, beynahe so sehr wie Deinen stillern Bruder Jakob.

Du kannst es ihm immer auf sein Wort glauben, Sinnchen! aber ich hoffe nicht, daß Du Dir auf seine Gewogenheit viel zu Gute thun wirst. Denn wer könnte wohl auf die Freundschaft solcher flatterhaften Rohrmännchen, solcher losen Wildfänge stolz seyn! — Doch ich höre ihn schon wieder poltern. O weh! er kommt. Ich muß den Brief verstecken. Leb wohl, Herzensfreundin! Ewig liebt Dich

Deine

Lotte.

Nachschrift.

Ich hatte mein Schreiben an Dich schon zugesiegelt und wollte es eben abschicken, als ich Deinen traurigen Brief erhielt. Du bist nun wegen Deines langen Nichtschreibens hinlänglich bey mir entschuldigt. Die arme Tante, wie sehr dauert sie mich, und noch mehr der unglückliche Wilhelm Brachmann und Sebastian Schad. Grüße Deine gute Tante, Deine rechtschaffene Eltern und den lieben Bruder Jakob von mir recht herzlich. —

Ich habe Dir vergessen zu schreiben, daß vor zwey Wochen uns ein guter Freund von meinem Vater auf ein Paar Tage besuchte, und seinen Sohn Andreas mitgebracht habe, der uns durch seine Späße, Munterkeit und Artigkeit ausserordentlich gut unterhalten hat. Wir waren gleich gute Freunde, und er hat uns von Emmingen aus, wo er wohnt, schon zwey allerliebste Briefe, voll Anecdoten, geschrieben. Wir nennen ihn nur den Anecdotenmann oder den Bruder Andres. — Mein neuer Salopp ist noch immer nicht fertig. Ich habe mich schon mehrmals über den langsamen Schneider geärgert. Leb wohl, Herzensfreundin! ich umarme Dich im Geiste.

Euphrosine an ihre Freundin Lotte.

Vogelthal, den 12. Dec.
1796.

Gute Lotte!

Ich möchte wohl jetzt einen heimlichen Blick in Dein liebevolles Herz thun. Gewiß wirst Du mir es übel auslegen, daß ich schon seit sechs Wochen an Dich nicht geschrieben habe. Ach! liebe Freundin, ich habe sehr oft Deine zwey letzten freundschaftlichen Briefe von neuem gelesen, und noch öfter vor mir liegen gesehen. Sie haben mich öfters an meine Pflicht, Dir zu antworten, erinnert. Allein ich war hierzu schlechterdings nicht vermögend. Wenn ich Dir die Ursache davon erzähle, so wirst Du mich gewiß entschuldigen.

Doch nichts als traurige Nachrichten, kann ich Dir mittheilen, die Dein zärtliches Herz rühren werden. Ich würde lieber ganz davon schweigen; allein ich weiß, meine gute Lotte nimmt gern Theil an den frohen uud traurigen Schicksalen Anderer, sie weint gern den Unglücklichen eine Thräne des Mitleids und zeigt dadurch, daß ein menschenfreund-

liches gutes Herz in ihrem Busen schlägt. Nun, so höre mich denn an, traute Lotte!

Ich habe Dir schon einigemale von meiner Tante in Sternwalde geschrieben, von dieser eben so frommen und rechtschaffenen als reichen Frau. Sie besaß ein großes Haus und fand ihr größtes Vergnügen im Wohlthun. Im Stillen wurde mancher Arme und Elende unterstützt, ohne zu wissen, wer der Wohlthäter sey.

Vor ungefähr fünf Wochen hält ein Wagen vor unserm Hause still. Wir gucken zum Fenster hinaus und erblicken eine Frau, die aussteigt. Sie tritt in unser Haus. Wer mag das wohl seyn? sagte die Mutter. Doch, kaum hatte sie ausgeredet, so öffnete sich die Stubenthüre, und es trat herein — die gute Tante.

Wir wurden alle froh überrascht und fiengen an über die Ankunft derselben zu jubeln. Allein unsre Freude verwandelte sich bald in Traurigkeit. Die Tante fiel meinem Vater um den Hals und fieng bitterlich zu weinen an. Ich bin unglücklich! rief sie; mehr konnte sie nicht sprechen.

Wir erschracken, und standen stumm und traurig in einem Kreise um sie herum. Nach einer Weile erzählte sie mit vieler Wehmuth folgendes:

Vor vier Tagen (so sprach sie), als ich mich eben zu Bette legen wollte, hörte ich in der Straße einen wilden Lärm. Er wurde immer größer. Ich gieng ans Fenster und vernahm deutlich die Worte: Feuer! Feuer! Ich riß das Fenster auf und erblickte

zu meinem Entsetzen das gegen überstehende Haus in lichten Flammen. Retten Sie sich! denn Ihr Haus brennt auch schon! rief man mir in diesem Augenblicke zu. Am ganzen Leibe zitternd, wußte ich nicht, was ich thun sollte. Ich war einer Ohnmacht nahe, und hätte auf diese Weise leicht ein Opfer der Flammen oder des erstickenden Rauches werden können, wenn nicht ein starker Mann, dessen Namen ich nicht habe erfahren können, herbey geeilt wäre, mich beym Arm gefaßt und hinaus auf einen sichern Platz getragen hätte. In einigen Stunden war halb Sternwalde ein Aschenhaufen. Von meinen Habseligkeiten ist mir nichts übrig geblieben, als das Kleid, das ich anhatte. Ich bin nun arm und elend. Einige ausgeliehene Summen habe ich wohl hie und da zu fordern. Allein meine Schuldner sind auch abgebrannt, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, etwas von ihnen zu verlangen. Ach! wie wird sich mein guter Sohn, mein braver Karl, betrüben, wenn er mein Unglück erfährt. Wer wird nun für den Armen sorgen! — —

So sprach die gute Tante und wir alle wurden durch ihre Rede bis zu Thränen gerührt. Nur mein Vater weinte nicht. Er blieb ruhig. Schwester! sagte er, Dein Unglück geht mir zu Herzen. Du verdientest ein besseres Schicksal; denn du bist rechtschaffen. Allein es steht in keines Sterblichen Gewalt, das Schicksal zu seinem Besten zu lenken. Das Unglück verfolgt oft den Rechtschaffenen so sehr wie den Schlechtgesinnten, und zuweilen jenen noch

mehr als diesen. Doch laß Dich das nicht irre machen. Ein reines, tugendhaftes Herz ist mehr werth als äußere Güter; es ist eine reiche Quelle des Trostes im Unglück und der Freude mitten im Elende. Schwester, Dein Herz ist gut; und darum zage nicht; sey ruhig; bleibe bey uns; wir wollen dich vor Mangel schützen und für Karln will ich schon auch sorgen.

Meine Mutter, Jakob und ich baten die Tante mit Thränen, sich zu trösten und bey uns zu bleiben. Sie schien dadurch sehr gerührt worden zu seyn und umarmte uns alle herzlich. Bruder! wenn Du nur für Karln sorgst, sagte sie, o dann will ich mich gern beruhigen. Sein Wohl liegt mir mehr am Herzen als mein eigenes. Vater versprach Alles für ihn zu thun und ihn von nun an als sein eigenes Kind anzusehen.

Die Tante wurde jetzt ruhiger, und erzählte viel von ihrem lieben Karl, daß er auf der Schule, wo er studiere, von allen Lehrern geliebt und geschätzt werde, und wie sie einmal in ihm einen wackern, braven und geschickten Mann zu sehen hoffe. Wir stimmten alle in das Lob ein, das sie ihm ertheilte; denn wir kannten und liebten ihn auch, als einen vortreflichen jungen Menschen.

Ach! liebe, gute Lotte! könnt ich doch hier stehen bleiben und müßt' ich Dir doch nicht noch etwas Traurigeres erzählen! — Höre nur, zwey Tage nach der Ankunft der guten Tante, läuft an sie ein schwarz gesiegelter Brief ein. Sie erbricht ihn, ließt

ihn mit Zittern, wird todtenblaß und sinkt ohnmächtig zu Boden. Wir eilen zu Hülfe, bringen sie zu Bette und wecken sie mit Hülfe des Arztes aus ihrer gefährlichen Ohnmacht. Der Vater hebt den Brief von der Erde auf und ließt ihn laut vor. Wir sind alle vor Bestürzung ausser uns und fangen an zu schluchzen; denn ach! der Brief enthielt die traurige Nachricht, daß Karl, der Gute, an einem hitzigen Fieber gestorben sey.

Denke Dir die Traurigkeit und Wehmuth, in die wir durch diese Schreckensnachricht versetzt wurden. Die Tante ward von einer gefährlichen Krankheit überfallen und wir waren sehr für ihr Leben besorgt. Der Vater, der gewiß nicht so leicht zum Weinen zu bringen ist, vergoß über Karls Tod schon dreymal Zähren; denn er liebte ihn ausserordentlich.

Die Tante ist nun besser, aber ihren Sohn kann sie noch immer nicht vergessen. Vater tröstet sie damit, daß Karl als ein edler Jüngling gestorben sey und sein kurzes Leben gut angewendet habe, und dieser Trost scheint noch am meisten auf ihr Herz zu wirken.

Es ist auch wirklich etwas Tröstendes und Beruhigendes, wenn wir von einem Frühentschlummerten, den wir liebten, sagen können: *er ist als ein edler Mensch gestorben.* Liebe Lotte! als ich vor einem Jahre krank lag und mir der Gedanke durch die Seele gieng: Vielleicht schläfst du bald im kühlen Grabe; ach! da wünschte ich nichts mehr, als daß Du und meine Eltern, und mein Bruder und alle, an denen mein

Herz hängt, nach meinem Tode sagen könnten: Euphrosine ist als ein gutes, edles Mädchen gestorben. Und als ich nachdachte über mein Leben, und mein Gewissen mir keine Vorwürfe machte, und ich also mit Gewißheit erwarten konnte, ihr werdet von mir sagen: Euphrosine ist als ein gutes Mädchen gestorben: O da kam ein stiller Friede in mein Herz, alles um mich wurde heiter, der Himmel lag geöffnet vor mir und ich wäre gern gestorben.

Als ich wieder genas, bestand mein erstes Gebet in den Worten: ich will, o Vater! der du alles regierst, mich stets bestreben, Dir und der Tugend zu leben. Und als ich so auf meinen Knieen im Garten auf einem grünen Rasen lag und betete, da drängten sich tief in mein Herz die Worte des deutschen Dichters Hölty:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit,
Von Gottes Wegen ab.

Ein heiliger Schauer durchfuhr mein Innres, und ich weinte, ohne daß ichs wußte.

Doch, wo gerathe ich hin, liebe Lotte? Ich habe Dir noch mancherley von andern Menschen zu erzählen, und rede doch so viel von mir selbst. Also nichts mehr von meiner Wenigkeit.

Du wirst nun wissen, warum Deine zwey letzten Briefe nicht früher beantwortet worden sind.

Wer könnte bey der Angst und Traurigkeit, in der sich unser ganzes Haus wohl fünf Wochen lang befand, etwas Zusammenhängendes schreiben!

Du hast Wilhelmen, unsers Uhrmachers, zwölfjährigen Sohn gekannt, liebe Lotte! Er hat einige Spiele mitgespielt, als Du uns vor einem halben Jahre mit Deinen lieben Eltern besuchtest, und Du hast ihn, ich weiß es noch gut, seiner Sanftheit, Artigkeit und Freundlichkeit wegen, sehr liebgewonnen. Der Arme ist nicht mehr; auch er ruht schon in der kühlen Erde, und ach! er ist eines schmählichen Todes gestorben. Sein Vater ist ein Freund von der Jagd, und besitzt ein Paar Flinten. Eines Tages schickt ein guter Bekannter zu ihm und läßt ihn um eine Flinte bitten. Er schickt ihm die beste. Da er sie aber in zwey Tagen nicht wieder erhält und er sein Gewehr nicht gern lange in Anderer Händen läßt: so schickt er Wilhelmen zu dem guten Bekannten und läßt sich seine Flinte zurück bitten. Wilhelm bringt die Flinte. Der Vater besieht sie und will versuchen, ob der Stein daran nicht verdorben worden sey. Es kommt ihm nicht in den Sinn, daß sie vielleicht geladen seyn könnte. Er zieht den Hahn auf, streckt die Flinte gerade vor sich hin, und drückt los. Ein großer Knall erschreckt ihn, noch mehr aber der traurige Anblick seines geliebten Wilhelms, der vor der Flinte stand, und, getroffen von der Ladung, mit einem Schrey zu Boden sank. Sein Kopf war ganz zerschossen, er wälzte sich im Blute herum und starb nach sechs Stunden unter den heftigsten Verzuckungen.

Wilhelms Vater ist noch immer etwas verrückt; er ruft oft, mit einem gräßlichen Gelächter, den Namen seines Sohnes aus, und wird es nicht bald besser mit ihm, so fürchtet der Arzt, daß er rasend wird und in Ketten gelegt werden muß, damit er diejenigen, die um ihn sind, in seiner Wuth nicht anfalle und beschädige. Alle Einwohner von Vogelthal haben aufrichtiges Mitleiden mit ihm und betrauren den unglücklichen Wilhelm. Im Frühlinge wollen seine jungen Freunde ein Paar Rosenbüsche auf sein Grab pflanzen, und es mit Blumen bestreuen, da dieß in der gegenwärtigen Jahreszeit nicht geschehen kann.

Nun noch eine traurige Nachricht. In Winterfels (in dieser großen Stadt warst Du ja schon) starb vor acht Tagen ein vornehmer Mann. Sein Leichnam wurde in die Gruft gesetzt, welche sich unter der Domkirche befindet. Da diese Gruft schon lange nicht geöffnet worden war: so trieb die Neugierde, sie zu sehen, eine Menge Volks hinein. Darunter befand sich auch ein artiger Knabe, Namens Sebastian Schad. Diesem war in der Gruft alles neu; von Wißbegierde getrieben, durchstrich er dieselbe, entfernte sich von den andern Anwesenden, und bemerkte es nicht, als sie hinausgiengen. Ihn selbst bemerkte auch niemand; die Gruft wurde geschlossen, und er blieb darin. Denke Dir den Schrecken, der ihn überfallen mußte, als er sich allein und eingeschlossen sah. Hu! mich überfällt ein Schauer, wenn ich daran denke. In einer

Todtengruft — im Finstern — in der Nacht — ganz allein — wahrlich! das hätte ich nicht aushalten können, ob ich gleich nicht an Geister und Gespenster glaube. Zum großen Glück war die Kälte nicht sehr groß, sonst hätte der Arme wohl erfrieren müssen. Allein der Hunger und Durst, der ihn zu plagen anfieng und der Gedanke, daß er vor Hunger elendiglich werde umkommen müssen, wie schrecklich muß dieß für den armen Sebastian gewesen seyn! Er schrie was er konnte; allein niemand vernahm ihn. Es vergiengen drey, vier, fünf Tage, und keine Rettung kam. Vor Hunger zerfleischte er sich den Arm und stillte jenen einigermaßen mit seinem eigenen Fleische.

Mehr todt als lebendig fand man ihn am sechsten Tage, da man zufälliger Weise in die Gruft kam, an einem Sarge liegen. Er liegt sehr krank darnieder und die Aerzte haben alle Hoffnung, daß er genesen werde, aufgegeben.

Sieh, liebe Lotte! nichts als traurige Nachrichten füllen meinen Brief. Schreibe mir bald etwas Erfreulicheres. Du bist sammt Deinen guten Eltern und dem lustigen Paul von meinen Eltern und dem Bruder Jakob herzlich gegrüßt. Adjeu! Lotte, Du Sanfte und Gute, Du geliebte Herzensfreundin

Deiner

Euphrosine.

Paul an Andreas.

Krisbach den 1sten Januar 1797.

Lieber Bruder Andres!

Ich wünsche Dir ein glückliches Neues-Jahr. Wenn ich Dich in demselben recht lieb haben soll: so mußt Du mir recht oft schreiben, und Deine Briefe mit artigen Anekdoten voll füllen. Es wird Dir dieß nicht schwer fallen, denn Du bist ja wahrhaftig eine lebendige Anekdotensammlung.

Also noch einmal, Bruder Andres, recht viele Anekdoten! — Dann gefallen mir Deine Briefe am besten. Die meinigen wirst Du immer recht trocken finden; denn unser eins weiß wenig Interessantes.

Nicht wahr, die Weihnachten haben Dir auch vielen Spaß gemacht? Ich muß sagen, der 24ste und 25 December sind mir die liebsten Tage im ganzen Jahre, und ich freue mich immer einige Wochen im Voraus darauf. Dießmal habe ich artige Geschenke erhalten, als da sind: ein Dambret, ein

Schachspiel, ein englisches Federmesser, ein paar Landcharten, eine Handsäge, zwey Bogen Velinpapier, ein lackirtes Pennal (Federbüchse) ein Bündelchen gefüllt mit Naschwaaren, z. B. einem Schock Wallnüsse, zwölf Aepfeln, zwey Nürnberger Pfefferkuchen und einer Stolle (eine Art Backwerk) und einem Buch. Das größte Vergnügen habe ich über dieses schöne Buch empfunden. Es heißt: Gumal und Lina von Lossius. Wenn ich mir eine recht große Freude machen will: so lese ich in diesem herrlichen Buche. Meine Schwester hat die Sittengemälde aus dem gemeinen Leben zum belehrenden Unterricht für Kinder, auch von Lossius bekommen. Sie gefallen ihr sehr. — Wir singen jetzt oft das Claudiussche Lied:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht süß noch sauer.

Der Winter ist mein Mann! Wärst du nur bey uns, Du solltest Deine Lust haben. Da ist Dir gleich hinter unserm Hause ein Hügel mit Schnee bedeckt. Von dem sausen wir auf unsern kleinen Schlitten, oft karavanenweise, hinunter, singen und jubeln und lachen, wenn wir dann und wann herabpurzeln und uns den Sitzer etwas zerklopfen.

Jeder giebt seinem Schlitten einen Namen; ich habe den meinigen Bucephalus betitelt.

Unsre Teiche machen uns auch viel Spaß. Wir gleiten drauf auf Schlittschuhen herum, daß es eine Lust ist und dabey singen wir, daß es wiederhallt:

Rasch gleitet dort ein Knabenheer,
Wie froh! auf blankem Stahl einher
Im weiten Spiegelsaal voll Glanz;
Mein Herz hüpft mir bey ihrem Tanz! —

Eben werde ich von meinem Lehrer auf die Schlittenbahn gerufen. Das soll eine Lust geben. Adjeu lieber Anekdotenmann. Morgen mehr. —

Den 2ten Jänner.

Gestern hatte ich einen vergnügten Abend. Ich war mit meinen Eltern in dem Gasthofe, wo ein Taschenspieler viele artige Kunststücke machte. Manche derselben setzten mich und alle Anwesende in Erstaunen und einige hielten den Künstler für einen leibhaftigen Hexenmeister. Höre nur, was da zum Vorschein kam.

Der Taschenspieler zog unter andern eine Pistole hervor, und gab meinem Vater vier kleine Kugeln, die er nach Gefallen bezeichnen konnte. Er schnitt mit einem Federmesser auf jede derselben ein Kreutz. Der Taschenspieler nahm sie und that sie, daß es alle sehen konnten, in die geladene Pistole. Dann gab er die Pistole einem von den Zuschauern, mit dem Verlangen, er möchte sie auf ihn losschiessen. Er stellte sich zur Thüre und bat denjenigen,

der das Gewehr abfeuern sollte, auf seine Brust zu zielen. Die Frauenzimmer hielten sich Augen und Ohren zu und thaten gar ängstlich. Paff! giengs und ein lauter Schrey entfuhr den meisten Zuschauerinnen. Sie glaubten, der Taschenspieler läge nun da, wie der Riese Goliath. Allein in diesem Augenblick kam er lachend herbey und zeigte uns die vier mit einem Kreutze bezeichneten Kugeln, die er, wie er vorgab, mit der Hand aufgefangen habe.

Hierauf nahm er zwey Würfel und ließ einige Frauen und Herren werfen. Die Reihe kam an meine Schwester Euphrosine, die eben nicht viel Herz hat (wie die meisten Mädchen! wirst du sagen). Sie warf. Aber, siehe! die Würfel verwandelten sich in einem Hui in ein Paar — Mäuschen. Da hättest Du sehen sollen, wie Frauen, Jungfern und Mädchen die Flucht nahmen und mit den falben Thierchen in die Wette quitschten. Ich habe mich bald krank gelacht. Euphrosine war fast ausser sich vor Schrecken. Das ist so ganz der Mädchen Natur; ich glaube, es fiele ihnen leichter, wohlbepanzert gegen den Feind aufs Schlachtfeld zu ziehen, als eine Maus anzugreifen.

Ein anderes Kunststück bestand darin: Der Taschenspieler nahm ein Octavblättchen und bat, man möchte einige Zeilen in verschiedenen Sprachen auf dasselbe hinschreiben. Meine Schwester schrieb folgende zwey Zeilen:

„Wenn mancher Mann wüßte, was
mancher Mann wäre;
„Thät mancher Mann manchem Mann
manchmahl mehr Ehre.“

Ich schrieb die lateinische Zeile:

Pueri sunt pueri, pueri puerilia tractant.

Einer von den Anwesenden schrieb griechisch, ein Anderer hebräisch, ein Dritter französisch.

Als das Blättchen ganz beschrieben war, nahm es der Taschenspieler und verbrannte es, so, daß es alle sehen konnten. Das Pulver bließ er von der Hand in die Luft. Dann nahm er einen Teller, worauf vier Eyer lagen. Er bat meinen Vater, sich das reinste von den Eyern auszuwählen. Dieß geschah. Der Künstler zeigte seine Hände, und alle sahen, daß er nichts darin habe. Nun nahm er das Ey, zerschlug es, und siehe da, in dem Dotter schwamm ein Klümpchen Papier. Man zog es heraus, wickelte es auf und fand darin — jenes verbrannte und in Asche verwandelte Octavblättchen, mit unsern Aufschriften. — Ist das nicht wunderbar? — Doch es kommt noch mehr.

Der Taschenkünstler ergriff eine Scheere und kam ganz frech zu einer Dame, die ein neues seidnes Tuch um hatte. Er ertappte einen Zipfel davon und wollte ihn wegschneiden. Die Dame that einen Schrey und stieß den Hokuspokusmacher von sich. Dieser lachte und bat einen von den Zuschauern, die Scheere zu nehmen und jener Dame ein Stück

von dem Tuche abzuschneiden. Ob sich gleich diese sehr dagegen sträubte: so half doch alles nichts, der Zipfel des Tuches wurde abgemetzelt. Der Taschenspieler nahm ihn und verbrannte ihn. Die Dame lamentirte. Beruhigen sie sich, sprach der Künstler und näherte sich ihr. Er ergriff das bleßirte Tuch, bließ darauf, sagte ein Paar Hokuspokus her, und siehe! das Tuch war wieder ganz. Du kannst Dir leicht denken, daß die Meisten große Augen darüber machten; und ich hörte von einem Paar Weibsen deutlich die Worte: der Kerl hat den Bösen!

Nur noch ein Kunststückchen will ich Dir beschreiben, Bruder Andres! Der Taschenspieler bat sich einen Ring aus. Diesen band er an einen Bindfaden, welcher an einer Wand hieng. Der Bindfaden wurde angezündet und verbrannte; allein der Ring blieb in der nemlichen Stellung, und schwebte in der Luft.

Meine Schwester und ich gaben, als wir nach Hause gekommen waren, dem Vater unsre Verwunderung über das Gesehene zu erkennen und Euphrosine glaubte, dahinter müsse wohl eine Art von Hexerey stecken. Allein der Vater versicherte uns, dieß Alles gienge ganz natürlich zu. Vieles würde durch künstlich zubereitete Mittel, und das Meiste durch die Gewandtheit und Schnelligkeit des Taschenkünstlers hervorgebracht. Er erklärte uns manches, was wir gesehen hatten; aber ich konnte nicht alles verstehen, und darum kann ich Dirs nicht wieder erklären. Das Kunststück mit dem Ringe, will uns

der Vater selbst nach einigen Tagen machen. Es soll darin bestehen:

Man nimmt so viel gemeines Salz, als man mit drey Fingern fassen kann, und läßt es in einem wenig Flußwasser auflösen. In diesem Wasser läßt man einen Faden 24 Stunden lang liegen. Wenn er dann herausgenommen und wieder trocken geworden ist, hängt man einen sehr leichten Ring an diesem Faden auf und zündet ihn an. Er verbrennt, aber der Ring, den man nur nicht bewegen muß, bleibt daran hängen. Sobald man aber den Faden berührt, zerreißt er und der Ring fällt herab.

Der Vater erzählte uns noch vor dem Schlafengehen von einem Kunststück, welches ein berühmter Taschenspieler an einem fürstlichen Hofe vor einigen Jahren gemacht haben soll. Ich will es Dir doch wieder erzählen.

Ein geschickter Taschenspieler hatte einer fürstlichen Familie durch seine Spielereyen ein Paar vergnügte Abende gemacht. Man bewunderte seine Kunst und belohnte ihn reichlich.

Der Taschenspieler sagte, er hätte noch nicht alles, was er verstehe, gezeigt; wenn es dem Fürsten gefällig wäre, so würde er sich noch durch ein Kunststück produciren, welches gewiß großen Beyfall finden werde. Der Fürst ließ es geschehen.

An einem Vormittage versammelte sich der ganze Hof in einem großen Saale. Die Fürstin hatte einen kostbaren Diamantenring am Finger, der auf mehrere tausend Thaler geschätzt wurde. Diesen

Ring bat sich der Taschenkünstler aus. Die Fürstin gab ihn ungern her. Kaum hatte ihn jener in der Hand, so öffnete er das Fenster, und wupp! der Ring marschierte zum Fenster hinaus.

Die Fürstin gerieth in Angst. Man umringte sogleich den Taschenspieler, damit er nicht entspringe. Wohl eine halbe Stunde wurde der Ring gesucht, aber vergebens. Endlich schlug es zehn. Da rasselte eine Kutsche vor dem Schlosse vorbey. Haha! rief der Künstler, da kommt der Ring. Man lasse nur den Kutscher still halten; in einem der Absätze seiner Stiefel muß sich der Ring finden.

Man hielt den Kutscher an; und befahl ihm die Stiefel auszuziehen. Er wußte nicht, was das bedeuten sollte, und betheuerte, daß er nichts in seinen Stiefeln versteckt habe. Allein, es half nichts, er mußte sie ausziehen. Man schnitt die Absätze ab und fand wirklich in einem derselben einen schimmernden Ring eingenäht. Man brachte ihn sogleich herauf in den Saal, wo der Hof versammlet und der Taschenspieler gut umringt war.

Die Fürstin hatte eine große Freude über den wiedergefundenen Riing. Der Künstler bekam ihn, auf seine Bitte, zuerst in die Hände und überreichte denselben der erfreuten Besitzerin, die ihm dafür ein großes Präsent reichen ließ. Alle bewunderten die Kunst des Spielers.

Kommt Dir das nicht wunderbar vor, Bruder Andres? Und doch gieng alles ganz natürlich zu. Die Sache verhielt sich so: Der Taschenspieler hatte

erfahren, daß die Fürstin ihren kostbaren Ring von einem Juwelier in der nemlichen Stadt gekauft habe, daß jener Kutscher alle Tage Punkt 10 Uhr Vormittags vor dem Schlosse vorbeyfahre und sich bey einem gewissen Schuster ein Paar neue Stiefeln bestellt habe. Sogleich machte er seinen Plan. Er gieng zum Juwelier und brachte ihn dahin, daß er ihm einen schlechten, wohlfeilen Ring verfertigte, der aber gerade so aussah, als der, der Fürstin.

Mit diesem wohlfeilen, täuschenden Ringe gieng er nun zum Schuster und bewog ihn, den Ring in einem Absatze der Stiefel, die für jenen Kutscher bestimmt waren, einzunähen und die Stiefel einen Tag vorher, als er sein Kunststück machen wollte, dem Kutscher mit dem Verlangen zu bringen, er möchte dieselben gleich den Tag darauf anziehen, um sie zu probiren.

Dieß alles geschah pünktlich. Am bestimmten Tage producirte sich der Taschenspieler, warf aber nicht den wirklichen Ring der Fürstin, (diesen versteckte er in seine Kleider) sondern etwas anderes hinaus; und als von den Stiefeln des Kutschers die Absätze abgeschnitten wurden, fand man allerdings einen Ring, aber jenen schlechten und wohlfeilen; doch sah man ihn für den wahren an. Da der Taschenspieler denselben zuerst in die Hände bekam: so war es ihm ein Leichtes, ihn schnell mit dem wahren kostbaren Ringe der Fürstin zu vertauschen, und dieser ihr Eigenthum zuzustellen. — So natürlich mag

es mit allem, auch mit den unbegreiflichsten und wunderbarsten Taschenspielerkünsten zugehen.

Doch mein Brief wird viel zu lang, lieber Bruder Andres! Werde darüber recht böse und bestrafe mich damit, daß du Gleiches mit Gleichem vergiltst

Deinem
Freund und Bruder
Paul.

Nachschrift.

Sinnchen läßt Dich grüßen. Es ist ein loses Mädchen. Vergiß die Anekdoten nicht. — —

Andreas an Paul.

Emmingen den 10ten Jänner
1797.

Lieber Herr Bruder!
Hochgelahrter und ehrenvester Freund!

Demnach Du mir durch Deinen Brief ein allerliebstes Neujahrsgeschenk gemacht hast: will ich keinesweges verabsäumen, Dir dafür meinen himmelreinen Dank und brüderlichen Gruß und Kuß zu schicken. Wenn ich Dir dabey noch sage, daß ich gesund wie ein gesunder Fisch bin und Dich noch immer herzlich liebe: so habe ich Dir Alles gesagt, was ich Dir jetzt sagen kann.

Was die Anekdoten betrift, die Du verlangst: so will ich gern, so viel in meinen Kräften steht, Deine Bitte erfüllen. Erwarte aber nur nicht zu viel. Was ich hie und da gelesen habe und mir eben einfällt, will ich ohne viele Ziererey hinschreiben. Da Du ein so großer Freund von Anekdoten bist: so wird Dir die Nachricht angenehm seyn, daß nach einiger Zeit ein Anekdotenbuch *) für die Jugend im Druck erscheint; aber vielleicht nicht eher, als bis wir schreiben 1801. Bis dahin nimm mit folgenden vorlieb.

Erste Anekdote.

Der gute deutsche Kaiser, Joseph II. wurde von den meisten seiner Unterthanen als Vater geliebt, und er verdiente es. Er machte nicht nur in seinen eigenen, sondern auch in fremden Ländern viele Reisen, und gieng gewöhnlich so einfach gekleidet, daß man ihn oft gar nicht für den römischen Kaiser ansah, sondern ihn nicht selten mit den Officieren verwechselte, die ihn begleiteten.

Er pflegte auf seinen Reisen, wann er nahe an eine Stadt, oder ein Dorf kam, aus der Kutsche zu

*) Schon lange hatte der Verfasser der gegenwärtigen Schrift den Plan, eine zweckmäßige Auswahl von Anekdoten für die Jugend zu veranstalten; vielleicht daß er ihn bald ausführt.

steigen, und ganz allein voraus zu gehen, um als Unbekannter desto besser den Zustand seiner Unterthanen ausforschen zu können.

In einem Dorfe, durch welches der Kaiser einmal reisen mußte, wurden viele Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Ein ehrlicher Bauer dieses Ortes liebte den Kaiser unbeschreiblich und sann hin und her, wie er ihm wohl einen Gefallen erweisen könnte. Was that er? — An dem Tage, an welchem Joseph erwartet wurde, nahm er ein sehr schönes junges Pferd, auf welchem noch niemand geritten war, aus seinem Stalle, und gieng damit eine gute Strecke vor das Dorf. Er stellte sich fest an die Straße, auf welcher der Kaiser kommen mußte, mit dem Vorsatze, ihm, wann er angefahren käme, das junge Pferd als Präsent anzubieten. Joseph stieg auch hier, nach seiner Gewohnheit, aus der Kutsche, und gieng zu Fuße und ganz allein dem Dorfe zu. Er kam zu dem Bauer mit dem Pferde und grüßte ihn freundlich. He! lieber Mann, redete ihn Joseph an, auf wen wartet er?

Bauer.

Auf einen guten Herrn.

Der Kaiser.

Was will er denn mit dem Pferde da machen? Weiß er was, ich bin müde und er könnte mir wohl den Gefallen erweisen und mich aufsetzen und ins Dorf reiten lassen.

Bauer.

Herre, daraus wird nischt. Das soll unser guter Kaiser bekommen; der soll zuerst drauf sitzen.

Kaiser.

Wenn ich ihm aber ein gutes Trinkgeld gebe? Bis der Kaiser kommt, kann er mit dem Pferde wieder hier seyn.

Bauer.

(mit dem Kopfe schüttelnd.)

Daraus wird nischt.

Kaiser.

Er bekommt ein Paar Goldstücke, wenn er meine Bitte erfüllt.

Bauer.

(in einem stolzen Tone.)

Herre! und wenn er mir die ganze Welt anbietet, das Pferd bekommt er nicht. Der Kaiser muß zuerst darauf reiten.

Kaiser. (lächelnd.)

Nun, so geb er nur das Pferd her. Ich selbst bin der Kaiser.

Bauer.

(den Kaiser spöttisch vom Kopfe bis zu den Zehen messend.)

Er der Kaiser? — So was mach er unser einem nicht weiß.

Joseph mochte sagen was er wollte, der Bauer glaubte ihm kein Wort, bis die Kutschen angekom-

men waren, und der Bauer nun von dem Gefolge des Kaisers eines Besseren belehrt wurde. Bestürzt nahm er sein Mützchen vom Kopfe und bat Josephen um Vergebung. Dieser nahm freundlich das junge Pferd an, beruhigte den wackern Bauer wegen des Vorgefallenen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Zweyte Anekdote.

Als Joseph II. eine Reise nach Frankreich machte, that er dieses unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, weil die Grafschaft Falkenstein, im Oberrheinischen Kreise, ihm gehörte. Diejenigen, welche dieses nicht wußten, hielten ihn daher für nichts mehr als für einen Grafen.

Einmal kam er an einer Poststation an, und bat den Postmeister um Pferde, um seine Reise weiter fortsetzen zu können. Allein dieser bat ihn höflich, ein Paar Stunden zu verziehen; weil er jetzt die Pferde selbst brauche, indem er seinen neugebohrnen Sohn in den nächsten Ort fahren und daselbst taufen lassen müßte.

Der Kaiser war damit zufrieden, und bot sich zum Taufpathen des Kindes an. Der Postmeister nahm sein Anerbieten gerne an und Joseph fuhr zur Taufe.

Als das Kind getauft worden war, frug der Prediger den Kaiser um seinen Namen, um denselben, nach eingeführter Sitte, ins Kirchenbuch einzuschreiben. Ich heiße Joseph, gab der Kaiser zur Antwort.

Prediger.

Das ist Ihr Taufname, aber Ihr Familienname? —

Joseph.

Schreiben Sie hin — Joseph der Zweyte.

Prediger.

(sieht den Kaiser verwundernd an.)

Nun noch Ihren Character, oder was bekleiden Sie für ein Amt?

Joseph.

Muß denn dieß auch einprotocollirt werden? — Nun so schreiben Sie hin — deutscher Kaiser.

Der Prediger und alle Anwesende waren vor Bestürzung außer sich, noch mehr aber der Postmeister als er erfuhr, wer der fremde Taufpathe seines Sohnes sey. Der Täufling erhielt ein schönes Pathengeschenk von ihm.

Dritte Anekdote.

Joseph nahm sich vorzüglich des armen Volkes mit vielem Eifer an. Er wußte, daß sich die Reichen und Vornehmen oft sehr große Ungerechtigkeiten gegen dasselbe erlauben. Um so strenger bestrafte er solche Niederträchtigkeiten. Eines Tages geht er in der Vorstadt von Wien spazieren und sieht bey einem Zollhause einen armen Bauer Thränen vergießen. Er geht näher hinzu und befragt den Weinenden, was ihm fehle?

Ach! lieber Herre, sprach der Bauer, hier bringe ich eine Fuhre Holz zu Markte; da hält mich aber der gnädige Herr hier an und sagt, ich hätte zwischen dem Holze verbotene Waaren, nemlich Tobak. Ich bitte ihn, jemanden mit mir auf den Markt zu schicken und dort nachsuchen zu lassen. Allein der gnädige Herr bringt mich hierher und zwingt mich, das Holz abzuwerfen. Bis ich es wieder auflade, vergeht die beste Zeit; ich komme zu spät auf den Markt, und kann dann das Holz nicht los werden. Und doch bedarf ich armer Mann des Geldes so nothwendig! —

Der Kaiser sah unwillig den reichen und vornehmen Mann an, der den Verkauf des Tobaks in Wien verpachtet und daher den Bauer, der ihm verdächtig vorkam, gezwungen hatte, einen großen Umweg bis zu diesem Zollhause zu nehmen, und hier sein Holz abzuladen.

Hast du denn wirklich keinen Tobak auf deinem Wagen? fragte Joseph II. den Bauer!

Nein! antwortete dieser, ich habe dieses dem gnädigen Herrn mehrmals, aber vergebens, betheuert.

Der Kaiser, den der Bauer nicht, aber die Umstehenden wohl kannten, gab sogleich Befehl, sehr genau im Wagen nachzusuchen, und fände man wirklich Tobak, dem heuchlerischen betrügerischen Bauer, einige derbe Hiebe aufzuzählen; fände man aber nichts: so sollten diese Hiebe dem hartherzigen reichen vornehmen Manne zu Theil und er gezwungen werden, dem Bauer das Holz mit eigenen Händen wieder aufzuladen.

Es wurde wirklich kein Tobak gefunden, und der vornehme Mann mußte die Strafe leiden, von der er sich vergebens durch große Summen loszukaufen suchte.

Vierte Anekdote.

Zu Paris wurde einem Herrn, der einem Schauspiel zusah, das Schnupftuch aus der Tasche gezo-

gen. Er sagte hierauf zu seinem Pudel, daß er Verloren suchen sollte. Dieser gieng fort, sein Herr ihm nach, bis endlich der Hund vor einem wohlgekleideten Menschen stehen blieb, und ihm steif und fest auf die Rocktasche sah. Der Herr redete ihn an und fragte: ob er sein Tuch gefunden? und bat, es ihm wieder zu geben.

Jener aber läugnete, machte viel Lärm von seinem vornehmen Stande, und drohte mit Stockschlägen.

Darüber lief viel Volk zusammen, und stellte sich um beyde herum. Der Hund wollte von dem Manne nicht weg. Endlich schlug der Herr vor, er sollte seine Taschen leeren, welches er wieder nicht thun wollte, weil es seiner Ehre zuwider sey. Allein er wurde von den Umstehenden dazu gezwungen und da fand man denn eilf Stücke Tücher in seiner Tasche. Man warf sie hin, und der Hund suchte sogleich für seinen Herrn das seinige heraus. Jener saubere Vogel hatte auch mehr als eine Uhr bey sich; daher wurde er der Obrigkeit übergeben.

Fünfte Anekdote.

Ein verabschiedeter Officier, der als ein geschickter und ehrlicher Mann bekannt war, speißte einmal zu Mittage bey einem Minister. Bey der Tafel zog dieser eine goldene Dose hervor. Jedermann bewun-

derte sie, und sie gieng von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum. Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder eine Prise nehmen, aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie herumgieng, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt, und einer von den Gästen meynte, es könne sie wohl jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben. Jeder durchsuchte darauf seine Tasche, — aber keiner fand sie.

Ja, sagte ein anderer Gast, es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde. Sein Rath wäre also, daß einer nach dem andern aufstände und seine Taschen vor jedermanns Augen umkehrte. Er selbst machte den Anfang. Alle andre folgten seinem Beyspiele.

Da aber die Reihe an den abgedankten Officier kam, weigerte sich dieser eben dasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er würde sich dadurch sehr verdächtig machen. Aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bey seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sey, und alle sahen ihn mit Verachtung und mit Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld und gieng nach aufgehobener Tafel zu Hause.

Des Abends, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte

Dose

Dose unter dem Futter, wohin sie durch ein Loch der Tasche gesunken war. Der Minister freute sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes und ließ am folgenden Morgen den Officier wieder zu sich einladen. Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegen gieng, erzählte ihm die Geschichte mit der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möchte ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Officier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen sagen; gestern konnt' ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden einer oder der andere seyn möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bey Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde jedermann gesehen, und mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deswegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuem, und versprach, sogleich an den König zu schreiben und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten, und da diese versammelt war, nahm er den Officier bey der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose; sagte, wo sie gefunden worden sey, und stellte ihnen den Officier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, der alle Achtung verdiene.

Sechste Anekdote.

Zu W * * kam ein Kanonikus mit Extrapost durch das Thor. Der Thorschreiber fragte: was sind Sie? — Der Fremde antwortete: Ich bin ein Kanonikus aus Magdeburg. Nun ließ man den Fremden fahren. Als der Kommandant der Stadt den Thorzettel bekam, fand er die Durchreise dieses Fremden folgendermaßen angezeigt: Ein Kanonenschuß von Magdeburg geht mit Extrapost hier durch.

Siebente Anekdote.

Ein einfältiger Bedienter sah, daß sein Herr einen Brief zum Fenster hinauswerfen wollte, und rief ihm zu: Geben Sie mir ihn lieber, ich will ihn meinem Vater schicken; ich habe ihm versprochen bald zu schreiben. Der Herr lachte über des Bedienten Einfalt und sagte: dein Vater war schon krank,

als wir abreißten, nun kann er schon todt seyn. O nein, antwortete der Bediente, wenn er todt wåre, wůrde er mirs gewiß geschrieben haben.

Achte Anekdote.

In einer gewissen Stadt kam Feuer aus. Da man die Feuerspritzen brachte, waren sie alle schadhaft. Der Magistrat beschloß also, um diesem Uebel vorzubeugen, inskůnftige vierzehn Tage vorher, ehe Feuer auskommen wůrde, die Spritzen zu probiren.

Neunte Anekdote.

Ein Einåugiger wettete mit einem Menschen, der ein gutes Gesicht hatte, daß er mehr såhe, als dieser. Sobald die Wette von dem letzteren angenommen war, sprach der einåugige: ich habe gewonnen, denn ich sehe an dir zwey Augen und du siehest an mir nur Eines.

Zehente Anekdote.

Ein Franzose kam in ein deutsches Wirthshaus. Er wollte gern Erbsen essen, konnte sie aber nicht nennen, und erklärte sich daher folgendermaßen dem Wirthe. Err Wirth, sagte er, mack sick mick ein Kerickt von die Frucht, ab sick inten und vorn ein Schnabele, man mackt sick auf, sagt sie kicks, marschier sick raus vier oder fünf Personne.

Eilfte Anekdote.

Ein Kaufmann machte lange Zeit hindurch großen Aufwand, bis er endlich Bankerot spielte. Eines Tages stand er in seinem Comtoir, welches ganz leer an Waaren war. Ein Bauer, der vorbey gieng und hineinguckte, fragte, ohne ihn beleidigen zu wollen: Herr! was verkauft ihr? „Eselsköpfe!" antwortete der Kaufmann, der sich verspottet glaubte. Ohne sich lange zu besinnen erwiederte der Bauer: Ey! da müßt ihr einen sehr guten Abgang haben; denn ich sehe nur noch einen Einzigen im Laden.

Zwölfte Anekdote.

Ein Bedienter kam trunken spät in der Nacht zu Hause, und legte sich, da er im Rausche nicht wußte, was er that, in das Bett seines Herrn, aber so, daß er mit dem Kopfe zu den Füßen desselben zu liegen kam. Dieser, der auch nicht recht nüchtern war, erwachte und rief dem Bedienten zu: Johann! herbey! es liegt ein Kerl an meiner Seite! „An meiner auch!" erwiederte der Bediente. J! so faß den Taugenichts beym Schopf und wirf ihn hinaus: rief der Herr. Hierauf sprang Johann hastig auf, packte seinen Herrn an, und warf ihn zum Bette hinaus. Jetzt erst wurde der Irrthum entdeckt.

Ich bin schon müde vom Schreiben, lieber Paul; und muß daher schließen. Ein andermal mehr. Neuigkeiten kann ich Dir zu Anfange des neuen Jahrs nicht mittheilen; denn das ist etwas sehr altes, wenn ich Dir sage, daß ich Dich eben so sehr liebe, als ich gekochte Brunnkresse nicht leiden kann.

Dein

Andres.

(Die Fortsetzung dieses Briefwechsels vielleicht im 3ten Bändchen.)

Die drey Müllerstöchter.

Erstes Kapitel.

Entfernt von Stadt und Dorf lag in einem einsamen Thale die Getreide-Mühle, welche den redlichen Müllermeister Hartmann nährte, der im Kreise dreyer Töchter und einer guten, arbeitsamen Frau, in seiner Einsamkeit und Armuth viel glücklicher lebte, als mancher reiche Mann in der großen Stadt, mitten unter Zerstreuungen, Festmahlen und rauschenden Ergötzlichkeiten.

Hartmann hatte die Freude, in seinen drey Töchtern, wohlgerathene, fleißige, stille, dankbare und wohlgesittete Mädchen zu sehen, und diese Freude ließ ihn manchen Mangel vergessen, der ihn drückte. Manche schöne Hoffnung gieng ihm in seinen drey Kindern auf.

Es war der erste Mai, als Hartmanns Töchter eines Jahres die nächste Stadt besuchten, wo eben Jahrmarkt war, auf welchem sie manches Nöthige für sich und ihre Eltern einzukaufen hatten.

Viele Mädchen wandelten auf dem Jahrmarkte herum und erhielten bald hier bald dort Jahrmarkts-

geschenke. Nur Hartmanns Töchter giengen einsam und verlassen umher und es fand sich keine Seele, die ihnen ein Präsent gemacht hätte. Denn sie waren unbekannt, wie die Mühle, in der sie wohnten.

Nachdem sie das Nöthige eingekauft, und ein einfaches Mittagsmahl genossen hatten, verließen sie die Stadt, und wanderten ihrer Wohnung zu. Sie kamen durch einen großen, finstern Wald. Eine schauerliche Stille herrschte in demselben. Auch nicht eine Seele begegnete den drey Mädchen. Um sich die Zeit zu vertreiben, plauderten sie in einem fort über gar mancherley. Sie kamen endlich auch auf die Geschenke zu reden, die so viele Mädchen, die den Jahrmarkt besucht hatten, erhielten. Uns Armen, sagte die älteste, kennt und beschenkt niemand. Die zwey Andern wiederhohlten das nemliche und beklagten sich darüber.

Als sie so sprachen, trat plötzlich ein prächtig gekleideter Mann aus dem Walde hervor und begrüßte in einem freundlichen Tone die plaudernden Mädchen. Nachdem er sich erkundigt hatte, wer und woher sie wären, zog er drey kostbare seidne Tücher hervor, und überreichte jeder eines davon mit den Worten: ihr seyd werth, daß euch noch kostbarere Geschenke gemacht werden; begnügt euch unterdessen mit dem, was ich euch hier überreiche. Grüßet eure Eltern von mir. In einigen Tagen sehen wir uns wieder.

Noch ehe die Mädchen, die vor Verwunderung nicht wußten, was sie antworten sollten, dem unbekannten Schenker danken konnten, wendete er sich um und verschwand.

So groß die Freude war, die Hartmanns Töchter über die erhaltenen Geschenke hatten, so war doch die Neugierde, wer wohl jener Mann gewesen seyn möge? noch größer. Seine Erscheinung kam ihnen wunderbar vor; und die Worte: „In einigen Tagen sehen wir uns wieder," waren für sie ein unerklärbares Räthsel.

Umständlich erzählten sie, nachdem sie zu Hause angekommen waren, ihren Eltern den wunderbaren Vorfall im Walde. Hartmann und seine Frau wußten auch nicht, was sie davon denken sollten und sie waren nur neugierig, ob jener Mann sein Versprechen halten, und in einigen Tagen wirklich erscheinen werde. Sehnsuchtsvoll sahen sie dieser Erscheinung entgegen.

Am dritten Tage hörte man vor der Mühle ein Gerassel. Alle liefen ans Fenster und erblickten zu ihrer Freude eine schöne Kutsche, die eben vor Hartmanns Hause still hielt. Ein kostbar gekleideter Mann stieg aus derselben, und kaum hatten ihn die drey Mädchen erblickt: so riefen sie entzückt: Er ists! er ists!

In einigen Augenblicken trat der Unbekannte in die Stube. Er freute sich über das Wohlseyn der drey Müllerstöchter und brachte ihnen und ihren Eltern auserlesene Geschenke. Hartmann und seine

Frau waren nicht wenig über seine Freundlichkeit und Herablassung gegen sie erstaunt; aber wie groß war erst ihre Verwunderung und zugleich ihre Freude, als er ihnen entdeckte, er sey Herr von vielen Gütern und darum hierher gekommen um sich Eine von Hartmanns Töchtern zur Frau auszubitten.

Die Eltern weinten Freudenthränen darüber und gaben dem unbekannten Reichen herzlich gerne die älteste von ihren Töchtern zur Frau. Er hatte sich es zum Voraus ausgebeten, man möchte ihn nicht um den Ort seines Aufenthaltes befragen, weil er diesen, aus verschiedenen Ursachen, jetzt noch nicht nennen dürfte. Aber innerhalb sechs bis acht Wochen wolle er mit seiner Frau wieder bey ihren Eltern erscheinen und diese auch mit sich in sein Schloß nehmen. Damit beruhigten sich diese.

In einigen Tagen machte der Unbekannte Anstalten zur Abreise. Seine Frau nahm von ihren Eltern den rührendsten Abschied. Wo ich auch immer seyn mag, sagte sie, so will ich euch gewiß bald etwas von mir hören lassen. Unter den herzlichsten Umarmungen und vielen Thränen schied man von einander, und sowohl Tochter als Eltern waren über ihr Glück innig erfreut.

Vier muthige Rappen zogen die Kutsche, worin der Unbekannte mit der Müllerstochter saß; und als man ein Paar Tage durch Gegenden gefahren war, die sehr unbewohnt und der letzteren ganz unbekannt waren, kam man in ein einsames schauerliches Thal, wo man außer dem Sausen des Windes durch die

finstern Gehölze, dem Rauschen mehrerer Waldbäche und dem dumpfen Getöse der Kutsche keine anderen Töne vernahm. Man fuhr auf einem schmalen, ungebahnten, holprichten Wege, der von beyden Seiten mit den tiefsten Abgründen begrenzt war. Ueberall, wohin man blickte, sah man nichts, als die steilsten Felsen, die ödesten dunkelsten Waldungen, und Hartmanns Tochter überfiel ein banger Schauer.

Der Kutscher lenkte auf einmal rechts vom Wege ab. Nun befand man sich in einem Walde, dessen Boden wohl schon seit Jahrhunderten von keinem Sonnenstrahle beschienen und nur von sehr wenigen Menschen betreten worden war. Nachdem man beynahe einen halben Tag in dieser abschreckenden Wildniß gefahren war, öffnete sich auf einmal dem Auge eine herrliche Aussicht auf eine Waldwiese, in deren Hintergrunde ein prächtiges Schloß sich empor hob, dessen Anblick die unangenehmen Empfindungen vergessen machte, welche kurz vorher in der Seele durch tiefe Abgründe, steile Felsenklippen und düstre Waldungen verursacht worden waren.

In wenigen Minuten stand die Kutsche vor dem prächtigen Schlosse still und der Unbekannte stieg jetzt sammt seiner Frau mit den Worten aus: Nun sind wir zu Hause.

Die drey Müllerstöchter.

Zweytes Kapitel.

Der Ueberrest des Tages, an welchem der Unbekannte in seinem Schlosse angekommen war, wurde unter traulichen Gesprächen zugebracht. Ueberall, wohin man blickte, entdeckte man Spuren von Wohlhabenheit; nur die tiefe Stille, welche in dem Schlosse herrschte, war für die Seele etwas unangenehm.

Am folgenden Tage nahm der Unbekannte Besitzer des Schlosses seine Frau an den Arm und führte sie in drey Zimmer, um sie mit seinen Reichthümern bekannt zu machen.

Wie froh erstaunte sie, als sie in dem ersten Saale die glänzendsten Spiegel und die schönsten Kommoden sah. Die letzteren wurden geöffnet und es fanden sich darin die köstlichsten, prächtigsten Kleidungsstücke, welche Ernestine (so hieß die Frau des Unbekannten) nicht genug bewundern konnte. Das geht über Alles! rief sie im Taumel der Freude, und wollte lange diesen Saal, der für sie so viele Kostbarkeiten in sich faßte, nicht verlassen.

Aber noch höher stieg ihre Verwunderung, als sie in den zweyten Saal trat und dort die glänzendsten Geschirre von Silber und einige Kästen erblickte, die mit Silbergelde gefüllt waren.

Allein der dritte Saal übertraf die zwey ersten weit an kostbaren Schätzen. Goldene Geräthe, diamantene Ringe, seltene Edelsteine und Perlen und silberne große Schüsseln, gefüllt mit blinkenden Ducaten, überraschten und ergötzten das Auge der erstaunten Ernestine so sehr, daß sie über eine Stunde an diesem Orte der glänzendsten Pracht verweilte, und sich dann nur mit vieler Mühe von demselben entfernte. Alles, was du gesehen hast, sprach jetzt ihr Mann zu ihr, gehört dir so gut wie mir.

Wer beschreibt das Entzücken, in welches Ernestine durch den Anblick einer solchen Herrlichkeit versetzt wurde? Sie hielt sich für die Glücklichste unter allen Sterblichen und wünschte nichts mehr, als ihre Eltern und Schwestern bey sich zu haben, ihnen all' diese Schätze zu zeigen und dabey zu sagen: das gehört alles mir.

Als sie mit ihrem Manne in die Wohnstube zurück gieng, erblickte sie von ungefähr in einer Ecke des Schlosses eine stark verriegelte Thüre. Sie fragte ihren Gemahl, wohin jene Thüre führe? Er schien durch diese Frage etwas verwirrt geworden zu seyn und antwortete darauf mit sichtbarer Verlegenheit.

Liebe Frau! sprach er, jene Thüre führt zu einem Gefängniß, in welchem viele wilde Menschen

gefangen sitzen, die ich täglich mit Wildpret versorgen muß.

Ey! die möcht ich doch auch sehen! versetzte Ernestine.

Das wollt' ich dir nicht rathen, fiel ihr der Gemahl in die Rede; die Gefangenen kennen nur mich allein, und jeden andern der unter sie träte, würden sie ohne Gnad' und Barmherzigkeit in Stücken zerreissen. In dieses Gemach darfst du nie treten.

Ernestine hörte dieß, glaubte es aber nicht. Da stecken gewiß noch größere Kostbarkeiten als in jenen drey Sälen, dacht' sie bey sich, und sie wünschte sich daher eine Gelegenheit, in das sogenannte Gefängniß zu kommen.

Nachmittag sagte ihr Gemahl zu ihr: Liebe Frau! ich muß jetzt auf einige Stunden auf die Jagd gehen, um für meine Gefangenen einiges Wild zu schießen. Bleibe du unter dieser Zeit nur ruhig hier in dieser Stube nnd vertreibe dir die Zeit mit diesem goldenen Eye, das du aber ja nirgends hinlegen darfst, weil es leicht einen Schmutzflecken bekommen könnte, welches sehr Schade wäre.

Ernestine versprach das prächtige Ey immer in der Hand zu halten. Nun gieng ihr Mann in jenes Gemach, welches so wohl verriegelt war, kam aber gleich wieder heraus und legte den Schlüssel dazu oben auf die Thüre hin. Ernestine konnte dieß alles mit ansehen und das eben wollte ihr Gatte haben.

Er mochte ohngefähr eine halbe Stunde vom Hause weg seyn, als Ernestinen der unglückliche Gedanke in den Sinn kam, sich in jenem Gemache, worin sie viele seltene Kostbarkeiten vermuthete, umzusehen. Wo der Schlüssel lag, wußte sie. Sie verließ daher sogleich ihre Stube und gieng in jene Ecke, wo sich die oft genannte Thüre befand. Hier faßte sie das vergoldete Ey in die linke und den Schlüssel, den sie von seinem Platze nahm, in die rechte Hand und öffnete die Thüre.

Himmel! welch ein Schrecken überfiel jetzt Ernestinen! welch' ein furchtbarer Anblick bot sich ihrem Auge dar! welche zitternde Angst überfiel die Unglückliche, als ihr das vergoldete Ey in ein Bodenbehälter fiel, welches zur Hälfte mit Blut gefüllt war. Nicht Gold, Silber und prächtige Kleidungsstücke sah sie in diesem fürchterlichen Gemache, nein! Flinten, Pistolen, mit Blut bespritzte Wände, Aexte und Beile erblickte sie. In dem Blutbehälter schwammen mehrere Leichnahme ermorderter Menschen; manche hatten keinen Kopf; andere keine Beine und einige keine Hände. Auf einer langen Bank standen ohngefähr zwölf Köpfe von umgebrachten Unglücklichen.

Ernestine sah nun, daß sie sich in dem Hause eines furchtbaren Räubers befinde; sie zitterte am ganzen Leibe; kaum konnte sie sich aufrecht erhalten und es fehlte nicht viel, so wäre sie in das Blutbehälter gestürzt. Es blieb ihr noch so viel Besinnung übrig, daß sie das vergoldete Ey, in welchem sich

ein Blutigel befand, der sich immer dahin bewegt, wo Blut ist, herauszog. Doch das half ihr nicht; denn da sie das Blut vom Eye wegwischen wollte, gieng auch die Vergoldung herunter.

Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, gieng Ernestine auf ihre Stube, unschlüßig, ob sie bleiben, oder sich flüchten sollte? Unter den Qualen der größten Angst vergiengen für sie zwey schreckliche Stunden. Da trat ihr Gemahl herein und fragte sie um das goldne Ey. Im höchsten Grade verwirrt, überreichte sie ihm dasselbe. Kaum hatte er es erblickt, so zog sich seine Stirne in Falten; zornige Blicke fuhren aus seinen Augen und mit geballter Faust rannte er auf die halb ohnmächtige Ernestine zu. In einem brüllenden Tone rief er: Ha! vermaledeytes Weib! ich glaubte in dir eine Frau gefunden zu haben, auf die ich mich verlassen könnte. Wie sehr habe ich mich betrogen. Habe ich dir nicht verboten, in jenes Gemach zu treten? und doch thatst du dieses! Weil du nun gar so neugierig bist, so komm', ich will dich selbst hinführen, da kannst du alles nach Lust besehen.

Ernestine stürzte sich vor dem Räuber (den ich Bast nennen will) hin, umschlang seine Kniee und bat weinend um Vergebung. Allein er ließ sich nicht erbitten, sondern faßte sie unbarmherzig an dem Arm und schleppte sie in die Blutkammer. Hier siehe dich nun recht um, rief er, weide dich an dem Anblicke der Herrlichkeiten, die zerstreut um dich liegen, be=

friedige deine Neugierde ganz und — bereite dich zum Tode.

Ernestine that einen Schrey. Um alles, was dir heilig ist! rief sie halbrasend, schone meines Lebens. Nie wird ein Wort von alle dem, was ich gesehen habe, von meinen Lippen kommen! verschliesse mich für immer in das finsterste Gefängniß! mache mit mir, was du willst; nur nimm' mir nicht das Leben; um alles, was dir heilig ist! ermorde mich nicht.

Ernestine fiel auf ihre Kniee nieder; sie bat, was sie bitten konnte. Allein Bast, das Scheusal von Menschen, blieb ungerührt. Du mußt sterben! sagte er kalt und griff nach einem scharfen Beile. Ernestine sank betäubt in das Blutbehälter. Bast zog sie heraus. „Gott! Eltern! Schwestern!" dieß waren ihre drey letzten Worte. Sie hatte das letzte kaum ausgesprochen, als ihr Kopf fiel.

So sank auf eine schmähliche Art ein Mädchen ins Grab, das allezeit treu und redlich seine Pflichten erfüllt und alle Eigenschaften hatte, die von einem guten Menschen, von einer edlen Tochter gefordert werden. So sinkt eine Blume, die, kaum aufgeblüht, das Auge des stillen Wanderers erquickte, durch den nicht schonenden Hieb der geschärften Sense.

Die

Die drey Müllerstöchter.

Drittes Kapitel.

Ein Paar Wochen nach der schmählichen Ermordung der unglücklichen Ernestine, faßte der schändliche Bast, Anführer einer zahlreichen gefürchteten Räuberbande, den Entschluß, wieder zu dem Müller Hartmann zu reisen und bey ihm um seine zweyte Tochter, Susanna, anzuhalten.

Dieses mag vielen Lesern sonderbar genug vorkommen und gewiß werden die Meisten die Frage aufwerfen: Wie konnte nur der schändliche Mensch noch einmal in der Mühle erscheinen, man konnte ihn ja daselbst gleich erkennen? —

Diese Frage will ich mit der kurzen Bemerkung beantworten, daß es schon mehrere Personen gegeben habe, welche die Kunst, ihre Gestalt zu verändern, so gut inne hatten, daß sie in einer Stunde zu wiederholten Mahlen eine andere annehmen konnten, ohne erkannt zu werden, und daß Bast diese Kunst vollkommen verstand.

Bast ließ anspannen und erschien, prächtig gekleidet, aber in einer andern Gestalt als das erste Mahl in Hartmanns Hause. Er bat diesen, ihm Susannen zur Frau zu geben, welches Vater und Mutter herzlich gerne thaten. Sie freuten sich sehr über das Glück ihrer Tochter, und glaubten, Gott selbst verleihe es ihnen, um die Rechtschaffenheit zu belohnen, mit der sie schon so lange hindurch ihre Pflichten erfüllt hatten.

In zwey Tagen fuhr Bast mit seiner neuen Frau fort. Beym Abschiede mußte sie ihren Eltern feyerlich versprechen, ihnen sobald als möglich etwas von ihrer Lage zu melden, und nicht so lange zu schweigen als ihre Schwester Ernestine.

Die unglückliche Susanne! sie wußte nicht, welche Gefahren ihrer warteten! sie ahndete nicht das traurige Schicksal, das ihr bevorstand. Ach! es gieng ihr eben so wie Ernestinen; auch sie sank dahin, von der Hand eines Ungeheuers gemordet! —

Nach Einem Monate fuhr Bast von neuem in die Mühle, um noch die dritte und letzte Tochter des ehrlichen Hartmanns, Christine, zu holen. Sie hatte unter ihren Schwestern die sanfteste Gemüthsart, die meiste Schönheit, viel Munterkeit und Witz.

Dießmal hatte Bast wieder eine neue Gestalt angenommen und die prächtigsten Kleider angezogen,

die er in seinem Schlosse vorfand. Alles funkelte von Gold und Edelsteinen; ein kostbarer Degen hieng an seiner Seite; in seinen Taschen stacken vier goldene Uhren, und an den meisten Fingern schimmerte ein brillantener Ring.

Hartmann und seine Frau konnten sich nicht genug glücklich preisen, daß ihre Töchter so reiche und vornehme Männer bekämen. Es ist wahr, sie trennten sich ungern von ihrer einzig übrig gebliebenen Tochter, die sie innig liebten; auch betrübten sie sich sehr, daß Ernestine und Susanne gar nichts von sich hören ließen; doch willigten sie gleich in Basts Wünsche und gaben ihm ohne alle Schwierigkeiten Christinen zur Frau.

Sehr rührend war der Abschied zwischen ihr und den Eltern. Du bist meine letzte Tochter, die ich aus meinen Armen entlasse, sagte Hartmann, dem eine männliche Zähre im Auge funkelte, ich und deine Mutter bleiben nun allein, ohne Stütze, ohne Kind; o meine Tochter! fahre hin und sey glücklich. Aber bey der Liebe eines Vaters, bey deinem Herzen, Christine! bitte ich dich, werde in deinem Glücke nicht übermüthig, und vergiß deiner Eltern nicht, wie deine Schwestern.

Vater! stammelte gerührt die weinende Tochter, und ihr, meine liebe Mutter, nie wird euch mein Herz vergessen und wo ich auch immer seyn mag, überall werdet ihr mir vorschweben, und ganz gewiß sollt ihr in wenigen Wochen Nachricht

von meinem Befinden erhalten. Ist es mir möglich, so besuche ich euch; vielleicht, daß unter dieser Zeit meine Schwestern das nemliche thun. Nun lebt wohl; habt Dank, herzlichen Dank für alles, alles Gute, das ihr mir erwiesen.

Es erfolgte jetzt noch eine herzliche Umarmung und nun schied man von einander.

Auch Christine staunte über die Pracht, die sie in dem Schlosse ihres Gemahles fand; aber auch sie ward neugierig, zu wissen, zu was für einem Gemache jene Unglücksthüre in der Ecke des Pallastes führe. Bast beantwortete ihr ihre Anfrage darnach, eben so wie ihren Schwestern, ließ sie auch merken, wo der Schlüssel liege und gab ihr dann ein vergoldetes Ey in die Hand, mit dem Verlangen, sie sollte es, während seiner Abwesenheit, nirgends hinlegen, welches sie auch zu thun versprach.

Kaum war er aus dem Schlosse gegangen, so beschäftigte der Wunsch, jene Thüre zu öffnen, Christinens Seele. Was der nur in dem verborgenen Gemache haben mag? dachte sie; wilde Männer sind nicht darin, wie er sagt; das ist ein Mährchen, womit er mich schröcken will. Gewiß verbirgt er noch größere Kostbarkeiten in diesem Gemache, als diejenigen sind, die er mir bereits gezeigt hat. Ich möchte sie wohl einmal sehen. Etwas außerordentliches muß es seyn! Nun, was verhindert mich denn, das Gemach zu öffnen? bin ich

nicht Frau im Hause und liegt der Schlüssel nicht über der Thüre?

Christine hob sich vom Sopha auf und eilte fort, um ihre Neugierde zu befriedigen. Im Gehen gieng ihr der Gedanke durch den Kopf, das schöne Ey könnte wohl leicht beschädigt werden. Um diesem vorzubauen, nahm sie einen weißen Lappen und wickelte das Ey hinein. Nun schloß sie jene Thüre auf und trat in das gräßliche Gemach. Sie wurde, so wie sie einen Schritt hereinsetzte, wie vom Blitze getroffen. In dem nemlichen Augenblicke sprang ihr auch das Ey aus der Hand; sie zog es aber gleich wieder aus dem Blutbehälter heraus und war sehr froh, da sie sahe, daß es nicht im mindesten gelitten hatte.

Furcht und Beben überfiel die Arme, als sie nur einige Blicke um sich geworfen und aus allem gleich geschlossen hatte, in was für Händen sie sich befände. Allein wer beschreibt das Entsetzen und die schrecklichen Qualen, von welchen sie überfallen wurde, als ihr Auge die Köpfe ihrer Schwestern gewahr wurde, die, ob sie gleich schon lange gelegen hatten, ihr doch kenntlich waren.

Christine eilte schnell von dieser Schlachtbank weg, nahm die blutigen Lappen von dem Eye und vergrub sie sorgfältig außer dem Schlosse, damit nicht die mindeste Spur übrig bliebe, durch welche sie verrathen werden könnte. Sie suchte

ihre Angst zu verbergen und wartete nun, zwischen Furcht und Hoffnung, was es mit ihr für ein Ende nehmen werde.

In drey Stunden kam Bast wieder. Die erste Frage, die er an Christinen that, war: wie es mit dem goldenen Eye stånde? Sie überreichte ihm dasselbe, und als er es ganz unbeschädigt fand, schien er sich darüber ungemein zu freuen; denn er sah dieß als ein Zeichen an, daß seine Frau die Probe ausgehalten, und das Gemach, aus Neugierde, nicht geöffnet habe. Er war gutes Muthes und Christine gab sich auch alle Mühe, sorglos und vergnügt zu scheinen.

So verstrichen vierzehn Tage. Christine drang nun sehr mit Bitten in ihren Gemahl, er möchte mit ihr ihre Eltern besuchen. Bast gab ihrem Verlangen nach und setzte den Tag fest, an welchem er mit ihr nach der Mühle fahren wollte.

Einen Tag vorher brachte Bast Christinen einen großen Koffre und sagte, sie könne diesen mit allerhand Kostbarkeiten für ihre Eltern anfüllen, es stånde ganz in ihrem Belieben, was für Sachen sie aus den drey Zimmern mitnehmen wollte; sie sollte nur alles gut einpacken, er wolle unterdeß auf einige Stunden auf die Jagd gehen.

Bast gieng fort, allein nicht auf die Jagd, wie er vorgab, sondern zu der Räuberbande, an

deren Spitze er stand, und die sich in einer tiefen, nett ausgeschmückten Höhle zu versammeln pflegte.

Christine packte während seiner Abwesenheit den Koffre mit Gold, Silber, Edelgesteinen und kostbaren Geräthen. Ganz unten auf dem Boden aber legte sie die zwey Köpfe ihrer unglücklichen Schwestern, welche sie aus dem Blutgemache holte, da Bast zufälliger Weise vergessen hatte, den Schlüssel dazu einzustecken.

Am folgenden Tage stand sehr frühe die Kutsche, bepackt mit dem schweren Koffre vor dem Schlosse. Bast und Christine nahmen ein Frühstück ein und wollten nun abfahren. Aber welche Angst überfiel die letztere, als der Räuber sagte: warte nur ein wenig, Christine! ich muß noch einmal meinen Gefangenen eine Visite machen und nachsehen, wie sie sich befinden.

Himmel! dachte Christine, wenn der in das Gemach tritt und vermißt die Köpfe meiner Schwestern, dann bin ich verloren. Sie verbarg ihre Angst, faßte sich, streichelte Basten die Wangen und sprach: Lieber Bast! laß doch die Gefangenen jetzt in Ruhe! was willst du bey ihnen machen! Sieh, ich kann es schon nicht erwarten, bis wir abfahren. Komm', und laß uns aufsteigen.

Bast, der nichts dahinter vermuthete, gab glücklicherweise Christinens Bitten Gehör; beyde setzten sich sogleich in die Kutsche und fuhren ab.

Unbeschreiblich groß war die Freude, die der Müller Hartmann und seine Frau über die Ankunft ihrer geliebten Tochter hatten. O Herzenstochter! rief der Vater, du hast redlich Wort gehalten. Deine Schwestern sind entweder unglücklich oder übermüthig und kalt gegen uns geworden. Du bist die Einzige, welche uns auch in ihrem größten Glücke nicht vergißt. Willkommen, Herzenstochter! willkommen!

Bast wurde auch mit den größten Freudenbezeugungen überhäuft, und der Rest des Tages ward ungezwungenen Lustbarkeiten und Schmausereyen geweiht, wobey besonders des Weines nicht geschont wurde, den man aus der nächsten Stadt herbey holen ließ. Bast war im Genusse dieses Getränkes so unmäßig, daß er bald trunken, ohne alle Besinnung, da lag und in ein Bett getragen werden mußte, um den Rausch auszuschlafen.

Nun erst führte Christine ihre Eltern in die Kammer, wo der mitgebrachte Koffre stand, den sie öffnete. Oben lagen einige herrliche Kleidungsstücke, bey deren Anblicke besonders die Mutter in ein frohes Erstaunen gerieth.

Es kommt noch was schöneres, sagte Christine, legte die Kleider auf einen Stuhl und nun kamen die schönsten silbernen Geräthe nebst vielen blanken Thalern zum Vorscheine.

Hartmann und seine Frau schlugen die Hände zusammen und riefen voll Verwunderung aus: das geht über alles!

Es kommt noch was schöneres, wiederholte Christine und legte das Silberwerk bey Seite.

Jetzt glänzten Ducaten, ein goldener Schmuck und brillantene Edelgesteine hervor.

Hatten sich Hartmann und seine Gemahlin über das Vorhergehende gefreut: so geriethen sie jetzt in Entzücken.

Aber Christine wurde wehmüthig und sprach mit bebender Stimme: Nun kommt noch das Wichtigste.

Jetzt that sie alles Gold und die Edelsteine aus dem Koffre, und hob mit zitternder Hand ein schneeweisses Tuch auf. Da erblickte man die zwey Köpfe.

Hier sind meine unglücklichen Schwestern! sprach Christine weinend und sank ihren Eltern in die Arme. O unglücklicher Vater! unglückliche Mutter! eure Töchter fielen einem mörderischen Ungeheuer in die Hände!

Die Mutter fiel in Ohnmacht; der Vater stand, wie vom Schlage getroffen, sprachlos da. Gefoltert von den größten Schmerzen, sah Christine ihre Eltern mit schwermüthigem Blicke an.

Es währte nicht lange: so trat eine Magd in die Kammer, und meldete ihr, daß die Soldaten

bereits in der Mühle versteckt wären. Christine hatte nemlich vor ein Paar Stunden einen Boten nach der Stadt geschickt und ihm einen Brief an die Obrigkeit daselbst mitgegeben, worin sie um Hülfe gegen einen Räuber bat, der sich in der Mühle befinde. Diese Hülfe wurde ihr geschickt.

Christine verließ jetzt die Kammer, und rief die zwanzig Soldaten zusammen, die gekommen waren, sich des Räubers zu bemächtigen. Leise führte sie sie in das Gemach, wo das trunkene Ungeheuer in festem Schlafe lag. Einige fielen über ihn her; er erwachte; aber so sehr er sich auch wehrte, er mußte der Uebermacht unterliegen. Fest gebunden und in Ketten gelegt, wurde er auf einem Wagen nach der Stadt gefahren und ins tiefste Gefängniß geworfen.

Die drey Müllerstöchter.

Letztes Kapitel.

Bast wurde bald vor Gericht geführt und seine Sache streng untersucht. Anfangs leugnete er mit der größten Unverschämtheit Alles ab, was Christine gegen ihn vorbrachte. Allein die Richter hatten Ursache genug ihren Worten zu trauen, und den Reden des Räubers nicht den mindesten Glauben beyzumessen. Da er schlechterdings seine Greuelthaten nicht eingestehen wollte: so wurde er in die Tortur = oder Folterkammer geführt. Vielleicht werden die wenigsten Leser davon einen Begriff haben, ich will daher kürzlich die Sache erklären.

Vo Zeiten war man in Bestrafung der Verbrecher nicht so menschlich und gerecht, als dieß in unsern Tagen, in den meisten gesitteten Ländern, der Fall ist. Man schien eine Lust daran zu haben, wenn sie unter den gräßlichsten Martern zu Tode gequält wurden; und wollten sie

dasjenige nicht eingestehen, dessen man sie beschuldigte oder was man von ihnen zu hören wünschte: so wurden sie auf eine grausame Art gemartert. Man führte sie in ein Gemach, wo der Anblick einer Menge Qualinstrumente schon hinreichend war, ihnen Angst einzujagen. Hier wurden sie auf verschiedene Art gequält.

Man gebrauchte zuerst gelindere Qualmittel, schraubte ihnen z. B. einige Glieder an den Fingern so fest, daß sie große Schmerzen empfinden mußten; und nun wurden sie befragt: ob sie dieß und jenes bekennen wollten.

Geschah dieses nicht: so schritt man zu größern Martern; man schraubte ihnen Beine und Arme zusammen, entblößte den schmerzhaft gekrümmten Rücken, und nun erhielten sie von dem Scharfrichter zwanzig, dreyßig, funfzig oder noch mehrere Hiebe mit einer ledernen Peitsche, die oft mit Sand gefüllt war und die entsetzlichsten Schmerzen verursachte.

Zwischen den Hieben wurde der Gemarterte befragt, ob er bekennen wolle? That er dieß nicht, so wurde die Züchtigung fortgesetzt. Gestand er auch am Ende derselben nicht, was man haben wollte: so wurde er mit zerfleischtem Rücken ins Gefängniß, aber nach einigen Tagen wieder in jenes Gemach geführt, wo er noch größere Martern ausstehen mußte. Es wurden ihm z. B. an Hän=

de und Füße Schrauben angelegt, welche die Bewegung des Bluts hemmten und ihm viele Qualen verursachten, dann legte man seinen Rücken auf eine Walze, aus welcher mehrere hölzerne Spitzen hervorragten; an seine Beine wurde eine schwere Last von Steinen oder Eisen angehängt, und nun ward er vermittelst eines Strickes zwischen zwey aufrecht stehenden Hölzern heraufgezogen und wieder herabgelassen; die hölzernen Spitzen an der Walze, die sich unter seinem Rücken bewegte, giengen oft ins Fleisch ein, und wurde er hinaufgezogen, so leistete die angehängte Last an den Beinen einen solchen Widerstand, daß man oft befürchten mußte, der ganze Körper werde in Stücken reissen.

Es kam dabey alles auf die Geschicklichkeit und Menschlichkeit des Scharfrichters an. War dieser ein ungeschickter, hartherziger Mann: so wurde der Gemarterte oft so ungeschickt von ihm behandelt, daß er mitten unter den entsetzlichsten Martern seinen Geist aufgab.

Oft wurden diejenigen, die man diesen Martern unterwarf, mit glühenden Zangen gebrannt. Dieß alles nannte man mit Einem Worte die Tortur, und jemanden auf die Tortur oder auf die Folter spannen, hieß so viel, als ihn jenen Martern unterwerfen. Das Gemach, wo dieses geschah, nannte man die Tortur, oder Folterkammer.

Viele Unschuldige wurden auf diese Weise gemartert. Manche derselben bekannten vieles, dessen man sie beschuldigte, ob sie es gleich nicht gethan hatten, bloß um diesen fürchterlichen Martern zu entkommen. Sie wählten lieber den Tod, als diese peinlichen Qualen. Viele aber litten die größten Folterschmerzen mit männlicher Standhaftigkeit, und ließen sich lieber zu Tode martern als zum Bekenntniß von Verbrechen bewegen, die sie nie begangen hatten; unter diesen Standhaften befanden sich selbst viele Frauenspersonen.

Daß dergleichen Martern jetzt in den meisten Ländern abgeschaft sind, ist ein Beweis, daß die Menschen viel menschlicher und gerechter geworden sind. Nur hie und da ist die Tortur noch üblich; aber gewöhnlich wird sie nur in dem äusserſten Nothfalle bey großen Verbrechern angewandt.

Bast wurde gleichfalls auf die Tortur gespannt und bekannte nun alles, dessen er von Christinen angeklagt worden war. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte, und gestand, daß er, mit Hülfe seiner Raubkameraden, bereits zwölf Kaufmannsgewölber, drey fürstliche Schlösser und zehn Häuser sehr reicher Leute beraubt, und ohngefähr dreyßig Reisende ermordet habe.

Aber so sehr man ihn auch marterte: so wollte er doch seine Kameraden nicht nennen, und den

Ort nicht angeben, wo sein Schloß mit den geraubten Schätzen stand. Er wurde von den Richtern zu einem schmählichen Tode verurtheilt, und das Urtheil ward nach einigen Tagen an ihm vollzogen. Er ward zuerst an einigen Stellen seines Körpers mit glühenden Eisen gebrannt, dann wurde ihm beynahe jedes Glied gebrochen, bis er endlich mit einem schweren Rade den Gnadenstoß, oder einen Stoß aufs Herz bekam, welcher seinem Leben ein Ende machte. Sein Körper ward neben dem Galgen auf ein Rad geflochten und lange Zeit, allen Böſewichtern zur Warnung, darauf gelassen.

Das ganze Land, wo dieß geschah, freute sich, daß es nun von einem so gefährlichen und gefürchteten Ungeheuer befreyt worden sey. Aber man hätte auch gern die Schätze wieder gehabt, die Bast geraubt und in seinem Schlosse angehäuft hatte. Es war hierzu kein anderes Mittel möglich, als Christinen zu bewegen, der Obrigkeit den Platz anzugeben, wo sein Raubschloß lag. Sie fand sich auch dazu bereitwillig und sagte: Wenn man eine Anzahl gewaffneter Soldaten hinschickt: so will ich ihnen gerne den Weg zeigen.

Die Obrigkeit ließ sogleich zwanzig baumfeste Männer mit geladenen Flinten und andern Gewehren ausmarschieren; und Christine gieng als Wegweiserin mit.

Man hatte schon einen Tag in finstern Wäldern zurückgelegt, als Christine sich unglücklicher Weise von den Soldaten verirrte und trotz ihres Suchens und Rufens, nicht mehr zu ihnen zurückfinden konnte. Einen halben Tag irrte sie zwischen Furcht und Hoffnung in den dunkelsten Waldungen, Thälern und Abgründen herum. Auf einmal sprangen aus einer Höhle zwey wilde Kerle hervor und riefen mit donnernder Stimme: Hier ist sie!

Einer schoß eine Flinte ab, und kaum waren fünf Minuten verflossen: so strömte eine Menge Räuber herbey, die noch wilder aussahen, als jene zwey. Sie schlugen ein fürchterliches Gelächter auf, als sie Christinen erblickten und riefen: Nieder! mit der Verrätherin unsers Anführers! Einer setzte ihr einen Säbel, ein anderer eine Pistole an die Brust, die er eben abbrennen wollte. Allein ihr neuer Anführer befahl, sie nicht zu ermorden. Sie muß nicht eines so leichten, sie muß eines schmerzlichen Todes sterben! rief er ergrimmt aus. Sie muß noch ärger gemartert werden, als Bast! Sogleich wurden Säbel und Pistole weggezogen.

Christine verlor das Bewußtseyn, sie war schon halbtodt. Ohnmächtig fiel sie nieder; doch man rüttelte sie auf und führte sie auf einen freyen Platz an einem hohen Berge. Hier wurde Gericht

über

über sie gehalten und die Meisten stimmten darin überein, Christine sollte vorerst bis aufs Blut geschlagen, dann aber in einem, mit Harz gefüllten Kessel lebendig gesotten werden. Es wurde auch sogleich ein Feuer angemacht und ein Kessel darüber gehängt. Da aber kein Harz vorhanden war, entschlossen sich Alle, auf den Berg zu klettern wo viele Tannen und Fichten standen, und Harz zu sammeln. Sie banden die arme Christine an ein langes Seil und dieses an einen Baum fest, und befahlen ihr, während ihrer Abwesenheit das Feuer zu unterhalten. Man fand es nicht für nöthig, irgend einen bey ihr zu lassen; denn erstens konnte sie sich unmöglich losmachen und zweytens konnte man sie auch vom Berge recht gut beobachten.

Die Räuber giengen fort. Christine blieb allein. Wer beschreibt die entsetzlichen Qualen, die sie ausstand? wer die Verzweiflung in der sie sich befand? Sie sah den schmerzlichen Tod vor Augen; sie sah, daß es unmöglich sey, ihm zu entgehen.

In dem größten Elende bleibt dem Menschen doch fast immer noch die Hoffnung, daß es bald enden und sich in einen bessern Zustand verwandeln werde, und jeder Arme, Gedrückte und Elende kann zu seinem Troste das Lied anstimmen:

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wann dem Armen alles fehlet,

Alles weicht, ihn alles quälet:
Du, o Hoffnung, tröstest ihn.

Hoffnung, Hoffnung, schöner Stern.
Du erscheinest, wann wir zittern,
In des Lebens Ungewittern;
Du erscheinst, und führst uns gern.

Im verzweifelten Gefechte,
Wann schon alles flieht und fällt;
Trittst du zu des Edlen Rechte,
Zeigst ihm eine andre Welt.

Hoffnung, du des Edlen Muth!
Wann ihm alle Kräfte wanken:
Tritt, o Trösterin! zum Kranken;
Sprich: ich bin der Menschheit
Gut! —

Aber für Christinen war auch dieser Trost nicht übrig. Nicht der schwächste Strahl von Hoffnung leuchtete ihrem Herzen; nichts gewisser war ihr als der Tod. Doch sie sollte erfahren, daß man auch in der größten Noth und Gefahr nicht ganz an seiner Rettung verzweifeln dürfe. Betäubt stand sie da, als unverhofft eine ältliche Frau vor sie hintrat und sie folgendermaßen anredete: Meine Tochter! fasse Muth; lass' nicht alle Hoffnung sinken. Ich bin gekommen, um dir zu helfen. Wisse, ich bin die unglückliche Mutter des

Mannes, der unter dem Namen Bast bekannt und durch dein Zuthun gerädert wurde. Ich hätte alle Ursache, dich deshalb zu hassen und zu verfolgen. Allein ich will es nicht thun. Nie habe ich die bösen Thaten meines Sohnes gebilliget; oft bat ich ihn mit Thränen, seiner verwünschungswerthen Lebensart zu entsagen und auf den Weg der Rechtschaffenheit zurückzukehren. Meine Bitten waren fruchtlos. Er hat nun gebüßt für die Greuel, die er verübte. Mir hat er nichts übrig gelassen, als das marternde Bewußtseyn, daß er als Böswicht gestorben ist. Ach! daß nie eine Mutter so unglücklich seyn möge, als ich. — Doch was rede ich dir viel vor? was zögre ich, dich loszubinden und für deine Befreyung alles zu thun, was in meinen Kräften ist? —

Die ältliche Frau band Christinen los und hieng an den Baum, an welchem sie angebunden war, einige weiße Tücher auf, damit es von weitem das Ansehen habe, als wäre die Gefangene noch immer beym Feuer. Die Räuber wurden dadurch auch wirklich getäuscht, und hielten das weiße Gewand für Christinen.

Christine dankte mit Thränen ihrer großmüthigen Retterin für das Leben, welches sie ohne ihre Beyhülfe gewiß verlohren hätte, und flüchtete sich so schnell sie konnte.

Wie bestürzt waren die Räuber, als sie ans Feuer kamen und Christinen nicht mehr da fanden.

Sie brachen vor Wuth, in die gräßlichsten Verwünschungen und Flüche aus, und schwuren, sie so lange im Walde herum zu suchen bis sie sie wieder gefunden hätten. Sie zertheilten sich auch auf alle Seiten, und sezten der Geflüchteten mit schnellen Schritten nach.

Christine floh so schnell sie konnte; indeß war sie doch immer der Gefahr ausgesetzt, eingeholt zu werden; und dann mußte sie das Schlimmste befürchten. Wie ihr zu Muthe war, kann sich jeder leicht vorstellen. Zu ihrer großen Freude kam sie auf ihrem Wege zu einem Wagen, der mit Reifen beladen war. Sie erzählte dem Fuhrmann kurz ihre Geschichte und bat ihn, ihr auf dem Wagen ein Plätzchen zukommen zu lassen; sie wolle sich, sagte sie, ganz unten verstecken und ihm, brächte er sie glücklich aus dem Walde heraus, gerne hundert, auch zwey hundert Thaler zahlen.

Der Fuhrmann war, wenn er ein rechtschaffener Mann seyn wollte, verpflichtet, die Unglückliche aufzunehmen, selbst mit Gefahr seines Lebens. Denn für den wackern, redlichen Mann, hat das Leben nur dann einen Werth, wenn er es dazu anwenden kann, Gutes zu thun. Durch Verletzung seiner Pflichten sein Leben zu erhalten, dazu sind nur Menschen fähig, die ein schlechtes Herz und kein edles Gefühl haben. Der wackere, edle Mann thut Gutes und beschützt das Gute, auch

wenn er sich dadurch großen Gefahren, selbst Todesgefahren aussetzen sollte. Verliert er dabey sein Leben: o dann sinkt er hin mit dem frohen Bewußtseyn, als rechtschaffener Mensch gehandelt zu haben; der stille, dankende Beyfall aller Redlichen folgt ihm ins Grab, und der, der alles richtet, Gott, übersieht den Werth nicht, den seine That hat. Besser, gottgefälliger ist es, als Rechtschaffener zu sterben; denn als Schurke zu leben.

Unglücklicher Weise war jener Fuhrmann keiner von den Rechtschaffenen, die, um das Gute zu befördern, sich den größten Gefahren aussetzen. Er war kein Mann, sondern eine feigherzige Memme. Schönen Dank! sprach der herzlose Mensch zu Christinen; da könnt' ich schön ankommen, wenn ich dich auf meinen Wagen nähme; Entferne dich nur gleich von mir; denn helfen kann ich dir nicht.

Betrübt floh Christine davon. Eine Stunde war sie, ohne sich zu erhohlen, gelaufen, als sie einen andern Wagen erreichte, der mit Backtrögen wohlbepackt war. Sie that an den Mann, den sie bey dem Wagen antraf, die nemliche Bitte, die sie an den ersteren that, und hatte das Glück, in ihm einen wahrhaft braven Mann zu finden.

Sie hatte kaum ausgeredet, so antwortete er: Deine Bitte ist gerecht, meine Tochter! ich müßte

ein Bösewicht seyn, wenn ich sie nicht erfüllte. Du sollst auf dem Wagen einen Platz bekommen, und ich will dich vertheidigen, wenn dich schlechte Menschen anfallen sollten.

Er lud sogleich alle Backtröge ab, und ließ Christinen unter den untersten kriechen, um so desto mehr unentdeckt zu bleiben. Nun lud er das Abgeladene wieder auf und fuhr getrost fort, mit dem festen Vorsatze, sich, im Fall der Noth, der Unglücklichen mit Gefahr des eigenen Lebens anzunehmen.

Die Räuber folgten der unglücklichen Christine, so schnell sie konnten, nach. Sie erreichten den ersten Wagen und frugen den Fuhrmann, ob er nicht eine Frauensperson aufgeladen hätte?

Nein! meine Herren! antwortete der Feigherzige; davor möcht' ich mich wohl bedanken. Vor ohngefähr zwey Stunden kam zwar eine zu mir und bat mich, sie in Schutz zu nehmen; allein ich wies sie ab.

Und wohin ist sie geflohen? rief einer von den Bösewichtern.

Gerade weg, immer auf dem Wege hin, erwiederte der Fuhrmann.

Einige von den Räubern liefen weiter, die übrigen aber warfen von dem Wagen alle Reifen herab, weil sie den Worten des Mannes nicht

trauten, und argwöhnten, Christine möchte sich doch vielleicht auf dem Wagen verkrochen haben. Da sie sie aber nicht fanden: setzten sie ihre Verfolgungsreise weiter fort.

Sie kamen endlich auch an den zweyten Wagen, worauf sich Christine wirklich befand. Der Fuhrmann wurde angehalten. Hast du nicht ein Frauenzimmer auf deinem Wagen? rief ihm der Anführer in einem wilden Tone zu.

Der Mann war sehr wahrhaft und scheute nichts so sehr als die Lüge. Sein Gewissen ließ es ihm nicht zu, die Frage des Räubers mit Nein zu beantworten, und zu versichern, er habe niemanden auf dem Wagen. Was that er? Er that, was jeder Rechtschaffene in solchen Fällen thun soll. Lieben Leute! sagte er mit fester männlicher Stimme, wer hat euch das Recht gegeben, mich aufzuhalten und mit mir eine Untersuchung anzustellen? Wenn ihr mir beweißt, daß ihr ein solches Recht habt: dann will ich euch auf eure Fragen antworten, eher aber nicht.

Den Räubern kam diese unerschrockene Antwort ganz unerwartet. Einer faßte ihn am Arm und rief: Kerl! du hältst dein Maul, oder es soll dir gleich zugenäht werden.

Die andern sprangen gleich auf den Wagen und warfen einen Backtrog nach dem andern ab.

Der Fuhrmann riß sich los, sprang hinzu und rief: Nichtswürdigen Leute! der Wagen gehört mir, ihr habt nicht das mindeste Recht, mir die Ladung in Unordnung zu bringen! fort! oder ich bin gezwungen —

Knaster! fiel der Anführer dem wackern Manne in die Rede, ergreife ihn und halte ihn fest!

Sogleich faßte ihn einer von den stärksten Räubern und schlug ihn auf die Erde. Er mußte der größeren Macht weichen und sich ruhig verhalten. Jedoch nahm er sich vor, im Falle, daß man Christinen fände, selbst mit dem Verluste seines Lebens, sich ihrer anzunehmen.

Die Räuber warfen unterdessen die Backtröge vom Wagen. Nur noch der letzte, unter welchem sich Christine befand, war noch übrig. Laß gehn! rief der Anführer demjenigen zu, der ihn gerade aufheben wollte; unter diesem befindet sie sich doch nicht! Nur marsch, Kameraden! weiter.

In diesem Augenblicke verließen alle den Wagen und Christine war gerettet. Der rechtschaffene Fuhrmann brachte sie glücklich nach der Mühle, wo er von ihr, den Eltern und vielen Braven den herzlichsten Dank erhielt. Christine wollte ihm ein Geschenk von zweyhundert Thalern machen; er nahm aber nur einen kleinen Theil davon an, und genügte sich an dem süßen Lohne, den ihm sein Gewissen ertheilte.

Die Freude, welche Christine über ihre glückliche Rettung empfand, ist unbeschreiblich. Doch sie war noch nicht, wie sie glaubte, allen Gefahren entronnen. Die Räuber suchten Rache an ihr zu nehmen und stellten ihr heimlich nach.

In einer Nacht, als sich Christine eben in ihrer Schlafkammer zu Bette legen wollte, hörte sie unter der Erde ein merkliches Gepolter. Sie erschrak, und wollte aus der Kammer springen. Doch in diesem Augenblicke wurde am Boden ein Loch durchbrochen, und sie erblickte einen Kopf der sich immer weiter in die Höhe hob. Sie erkannte sogleich in dem Manne, der, mit einer Pistole versehen, zum Vorschein kam, einen von den Räubern. Sie rief um Hülfe. Doch es erschien niemand. Zum größten Glücke lag in der Kammer ein stumpfes Beil. Nach diesem griff Christine und versetzte dem bis zur Hälfte hereingestiegenen Räuber Eines auf den Kopf, daß er betäubt wieder zurückfiel.

Nun kamen mehrere Personen zu Hülfe geeilt; aber es wollte kein Kopf mehr zum Vorscheine kommen.

Den Tag darauf untersuchte man die Sache, und fand einen langen unterirrdischen Gang, den die Räuber bis unter Christinens Schlafkammer in der Absicht gegraben hatten, um sie hier des Nachts zu überfallen und zu ermorden. Glücklicherweise

hatte sich diese dießmal etwas später, als sie sonst zu thun pflegte, in ihre Schlafkammer begeben.

Hartmann sah, daß er in seiner Wohnung seines Lebens nicht sicher sey, und obgleich die Räuber nach und nach eingefangen wurden und die verdiente Strafe empfiengen, so hielt er es doch für rathsamer, die Mühle zu verlassen, und sich an einem sicherern Platze ein Haus zu kaufen. Die Schätze, die ihm seine Tochter aus dem Schlosse mitgebracht hatte, überlieferte er der Obrigkeit, mit der Bitte, sie denjenigen zuzustellen, die beraubt worden waren. Nur mit vieler Mühe konnte man ihn bewegen, einen Theil davon zurückzunehmen. Lieber will ich darben, sprach er, als ungerechtes Gut besitzen.

Ehrlich und zufrieden lebte Hartmann im Kreise einer braven Familie noch einige Jahre und starb dann beweint von einer edlen Tochter, und gesegnet von vielen Rechtschaffenen: Ruhe seiner Asche!

Bei Buchhändler Mäcken dem Jüngern in Reutlingen sind nachstehende wohlfeile Bücher zu haben. 1801.

Bonaparte als Mensch, Bürger, Krieger und Regent geschildert. Mit Bemerk. über die neueste Verfassung der franz. Republik. 8. 1801. 1 fl. oder 16 ggr.

Fr. Bouterweks, Gedichte, wohlf. Ausg. 8. 1801.

J. G. Büsch, Darstellung der Handlung in ihrem ganzen Umfange, 5 Bde, 2te verb. Aufl. 8. 1800. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.

Butlers Hudibras. Frei übersezt von D. W. Soltau; neu umgearbeitet mit verm. Anmerkungen, 8. 1800. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

Charakteristische Darstellung der beiden apokalyptischen Thiere aus dem Meer und der Erde in ihrer gemessenen Laufbahn; zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Zeitpunkts, nebst einem Seitenblick auf die merkwürdigsten politischen Ereignisse unsrer Zeit, 8. 1801. 45 kr. oder 12 ggr.

J. L. Ewald, über Revolutionen und die kräftigsten Mittel dagegen, 8. 48 kr. oder 12 ggr.

J. Glatz, rothes Buch, oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen; mit Rüksicht auf das Alter der Leser bearbeitet, 4 Thle, 8. 1801. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 14 ggr.

Dessen Unterhaltungsbuch der kleinen Familie Grünthal oder Erzählungen für die zartere Jugend, 2 Theile, 8. 1801. 1 fl. 16 kr. oder 20 ggr.

Dessen Familiengemälde und Erzählungen für die Jugend, 2 Thle, 8. 1801. 1 fl. 8 kr. oder 18 ggr.

Neuentdekte Historia, wie auch seltsame Abenteuer, Ränke und Schwänke der weiland weltbekannten Frau Lieschen Eulenspiegel, gr. 8. 1801. 12 kr. oder 3 ggr.

K. H. Heydenreichs Maximen für den geselligen Umgang. Ein Taschenbuch für junge Leute, welche Ehre, Nutzen und Vergnügen in der Gesellschaft suchen, 8. 1801. 30 kr. oder 8 ggr.

J. G. Herders Kalligone. Vom Angenehmen und Schönen 2c. 3 Theile, 8. 1800. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 ggr.

Der Evangelist Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gericht, 8. 1801.

D. J. H. Jungs, theoretische und praktische Thierarzneikunde, 8. 1800. 1 fl. oder 16 ggr.

J. Kant's Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen, 8. 1801. 48 kr. oder 12 ggr.
Dessen metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, 2te Auflage, 8. 1800. 36 kr. oder 9 ggr.
Freiherr v. Knigge, über den Umgang mit Menschen, 3 Thle, 6te verb. Auflage, 8. 1800. 1 fl. oder 16 ggr.
R. C. Lossius Meister Liebreich; ein lehrreiches Lesebuch für Bürger und Landschulen, 2 Thle, 8. 1801. 1 fl. od. 16 ggr.
K. Fr. Lossius Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder, um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen, 2 Thle, 8. 1800. 1 fl. 15 kr. oder 20 ggr.
Wilhelm Meisters Lehrjahre; ein Roman von J. W. Göthe, 4 Thle, 8. 1801. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.
D. A. H. Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Erzieher, 2 Bde, 3te verb. Aufl. 8. 1801. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 ggr.
Jean Paul: das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele, 8. 1801. 24 kr. oder 6 ggr.
Philosophie der Ehe; ein Beitrag zur Lebensphilosophie für beide Geschlechter, 8. 1801. 48 kr. oder 12 ggr.
D. F. V. Reinhards System der christlichen Moral, 2 Bde, 3te verb. Aufl. gr. 8. 1801. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 ggr.
Dessen Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre, 8. 1801.
v. Rochows Kinderfreund; ein Lesebuch für Volksschulen, 2 Theile, 8. 16 kr. oder 4 ggr.
Schellers kurzgefaßte lateinische Sprachlehre, 8. 48 kr. oder 12 ggr.
Dessen kleines lateinisches Wörterbuch, neue Ausgabe, 8. 1 fl. oder 16 ggr.
Fr. Schillers Gedichte, 1r Band, niedliche Ausgabe, 8. 1801. 36 kr. oder 9 ggr.
D. Fr. Seilers A. B. C. und Lesebuch, 8. 1801. 8 kr. oder 2 ggr.
J. H. Voß Luise; ein ländliches Gedicht in 3 Idyllen, neue Ausgabe, 8. 1800. 36 kr. oder 9 ggr.

Nachricht.

Ausser diesen Schriften besorge ich alle mögliche ältere und neuere wohlfeile Bücherausgaben mit promptester Accuratesse zu den billigsten Bedingnissen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet

Bd.: 2

Reutlingen 1801

Paed.pr. 1233-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759804-3